

**Aufstand  
im  
wilden  
Kurdistan**

Institut kurde de paris

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

Jürgen Roth · Aufstand im wilden Kurdistan

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

JÜRGEN ROTH

unter Mitarbeit von Wolfgang Gabel

# Aufstand im wilden Kurdistan

Signal-Verlag · Baden-Baden



**Schutzumschlagentwurf: Herbert Carl Traue, Schwaig**

**CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek**

**Roth, Jürgen**

**Aufstand im wilden Kurdistan**

**1. Aufl. — Baden-Baden: Signal-Verlag, 1977**

**ISBN 3-7971-0173-2**

**Alle Rechte der deutschen Ausgabe, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe, der Übersetzung und der Übertragung in Bildstreifen, vorbehalten.**

**© Signal-Verlag, Hans Frevert, Baden-Baden, 1977**

**Printed in Germany**

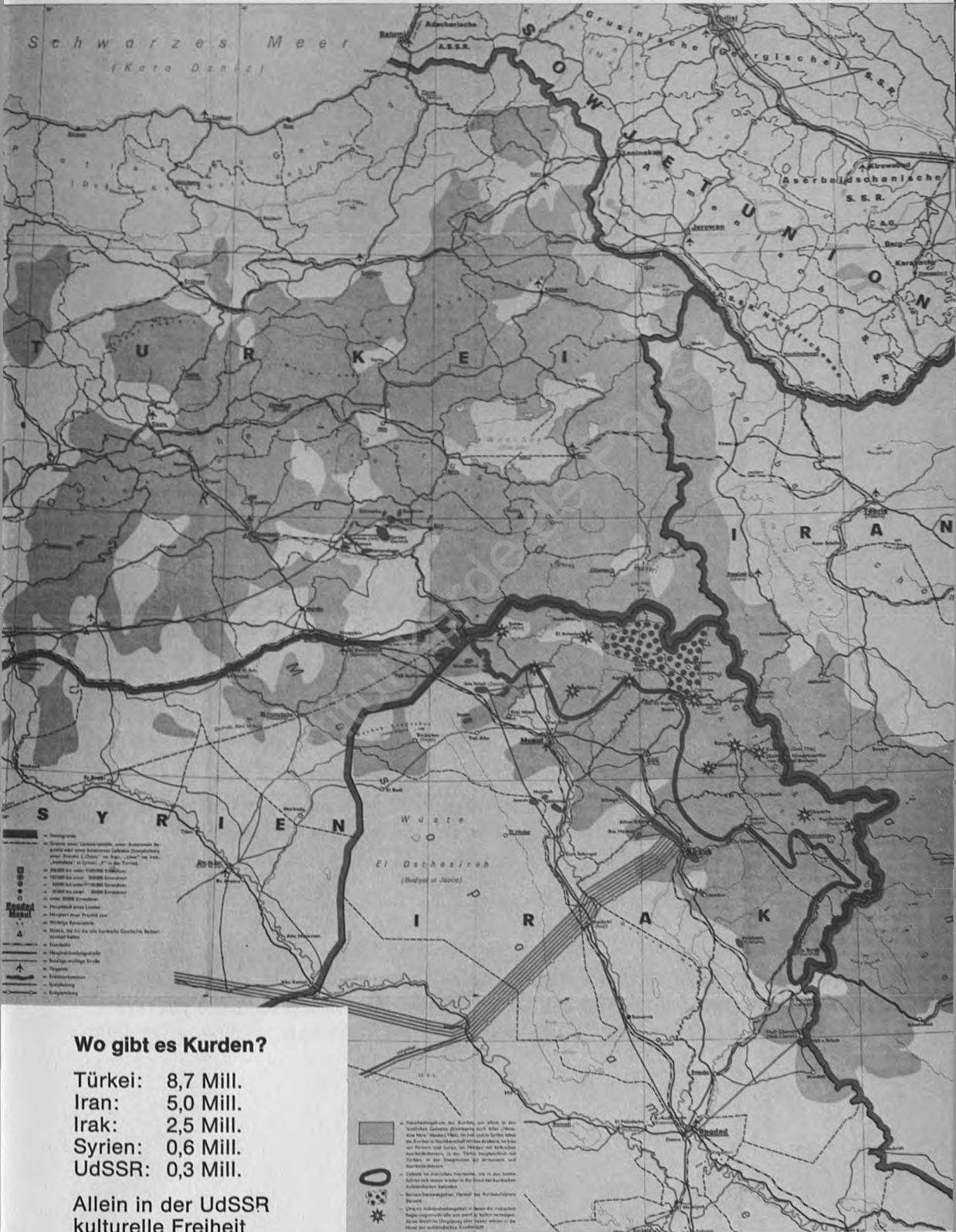
**Druck: Mittelbadischer Zeitungsverlag GmbH, Bühl**

**Buchbinderarbeiten: J. Spinner, Ottersweier/Baden**

**ISBN 3 7971 0173 2**



# Das Gebiet von Kurdistan



Institut kurde de Paris

*Die Zitate, mit denen die einzelnen Kapitel eingeleitet werden, sind der um 1000 n. Chr. verfaßten Kurdenchronik des kurdischen Historikers Scheref entnommen, der im Jahre 984 Oberbefehlshaber sämtlicher Kurden war.*

# I.

*„Wenn zur Zeit der Not kein Entweichen möglich ist,  
greift die Hand nach dem scharfen Schwerte.“* •

Marif taumelt. Erschöpft stützt er sich gegen das kalte Gestein der Felswand, die den schmalen Pfad, den er entlang hastet, überragt. Seine Lungen schmerzen. Er versucht leiser zu atmen, wischt sich über die Augen, schaut sich um.

Hoch reckt sich im Norden das von einem weißen Wolkenkranz eingehüllte Massiv des Mamemusa-Dağh. Im Süden begrenzen die Steilwände des Altin-Dağh den Blick. Vor ihm, an die Ausläufer der versteinerten Dünenberge geduckt, die fächerförmig bis hin zu den schroffen Gipfeln der Berge Türkisch-Kurdistans führen, liegt Mezraa.

Er setzt sich auf einen Felsbrocken, sieht dem Flußlauf des Habur nach, der aus der engen Schlucht des Mamemusa-Dağh herausschießt und dann in die breitere Talsenke fließt, in der Mezraa liegt.

Marif hofft, dort Freunde zu finden.

Die Sonne brennt, Hitze steht flimmernd in der Luft, schmerzt in den Augen. Kahles, zerklüftetes Gestein bestimmt hier das Bild der Landschaft. Müde vom langen Weg, schließt Marif die schmerzenden Augen.

Verse fallen ihm ein:

Zum Paradies hat sich ihr waldiger Boden umgestaltet. Ein zweiter Habur umspült ihren Saum. Sein schwellender Duft spült ganz gelassen von ihrem Boden jeden Schmutz weg. Das ganze Jahr hindurch grünt Basiliken, Reiz und Genuß waren stets darin geboten. So ist der Futterplatz der Vögel dieser Region,

und willst du einen Löwenvogel, so ist er dort zu finden. Ihr Erdreich wurde aus Wasser und Gold zusammengeknetet. Du würdest sagen, daß man Saffran gepflanzt hat.

Stimmen reißen Marif aus seinen Gedanken. Sofort wirft er sich hinter einem eiförmigen Felsbrocken in Deckung und hält den Atem an. Die Stimmen bleiben undeutlich und kommen nicht näher. Marif versucht, auf dem Boden robbend, den kleinen Felsspalt zu erreichen, von dem aus er sich eine bessere Aussicht verspricht. Seine Arme schmerzen. Die harte Erde schieuert an seinen Ellenbogen.

Es dauert lange, bis er den Felsspalt erreicht hat. Vorsichtig richtet er sich auf, immer darauf achtend, in Deckung zu bleiben. Jetzt kann er die Stimmen verstehen, kann aber noch nicht feststellen, wem sie gehören.

Befehle werden gebrüllt.

Marif erschrickt. Diese Befehle kennt er. Er hält den Atem an: Soldaten der türkischen Armee!

Vorsichtig versucht er, sich durch den Felsspalt zu zwängen. Jetzt kann er in eine mit spärlichem Graswuchs bedeckte Senke hinabsehen, in der eine Schafherde weidet. Ein großer Hund, der wie eine Mischung aus Bernhardiner und Wolf aussieht, bewacht die Schafe. Nur ein paar Schritte von den Tieren entfernt, hat sich ein Trupp türkischer Soldaten aufgebaut. Zwei Schritte vor dem Trupp steht breitbeinig, die Hände in die Hüften gestemmt, ein einzelner Soldat, offensichtlich der Anführer. Er schreit auf zwei Jungen ein, Hirten wohl, die die Schafherde hierher getrieben haben.

Marif hält den Atem an, um zu verstehen, was der Anführer der Soldaten schreit.

„Habt ihr den Yakir aus Tuncula gesehen?“

„Nein! Was wollt ihr von ihm?“

„Der Verräter ist aus der türkischen Armee desertiert. Außerdem hat er einen türkischen Offizier zusammengeschlagen! Aber verdammt noch mal! Wir Soldaten der türkischen Armee sind euch lausigen Kurdenjungen doch keine Rechenschaft schuldig! Also: Habt ihr ihn gesehen?“

Keiner der beiden Jungen antwortet. Der Anführer der Soldaten, aus dessen Mund Goldzähne blinken, flucht leise vor sich hin. Ungeduldig geht er einige Schritte auf und ab.

„Hört einmal her“, sagt er dann mit mühsam unterdrücktem Zorn und so leise, daß Marif kaum noch verstehen kann, „ihr wißt vielleicht noch nicht, was es heißt, einem Deserteur zu helfen. Verdammt noch mal: Sagt mir, wo der Ver-

räter ist! Oder soll ich euch erst erzählen, was wir mit den Frauen aus Tuncula gemacht haben? Die wollten auch nicht sagen, wo sich der Hund befindet, der einen türkischen Offizier geschlagen hat. Drei von denen haben wir ausgespiessen lassen, und die anderen durften zusehen. Und? Dann haben wir noch drei Schafe und zwei Ziegen für unsere türkische Armee beschlagnahmt. Ihr habt auch Schafe. Sollen wir euch verlausten Bergtürken mal beibringen, wie wir mit denen verfahren, die unsere Gesetze nicht achten?“

Er macht eine kleine Handbewegung zu den Soldaten hin. Die packen einen der Hirtenjungen, drehen ihm die Arme auf den Rücken.

„Davon“, sagt der Anführer, „wird man hungrig. Wenn ich einen Bergtürken schlagen muß, bekomme ich immer Hunger!“

Seine Soldaten lachen.

Marif kann sich nur noch mühsam beherrschen. Am liebsten würde er den Stein, nach dem er gegriffen hat, auf den Anführer der Soldaten schleudern, mitten hinein in dies grinsende Gesicht, in dem nun die Zunge die Lippen leckt, um deutlicher zu machen, daß man zumindest Schafe von Bergtürken zu schätzen weiß.

„Em hêber diden be kurdi! Wir sprechen nur kurdisch“, sagt da der Hirtenjunge, der sich unter dem harten Griff des Soldaten krümmt.

Das steigert den Zorn des Anführers noch mehr. „Ich spucke dir ins Gesicht“, schreit er, „wenn du noch einmal behauptest, ein Kurde zu sein. Mit deinen Schafen kannst du von mir aus kurdisch sprechen, aber nicht mit einem türkischen Offizier! Verstanden? Ihr seid Türken! Bergtürken seid ihr, keine Kurden! Kurden gibt es nicht, nur Bergtürken. Und wenn ihr das nicht begreifen wollt, setzt es ein paar Schläge auf die Fußsohlen, verstanden?“

Da tritt der andere der Jungen auf den Anführer der Soldaten zu. „Warum sucht ihr denn Streit mit uns? Ihr seht doch, daß wir wirklich nicht wissen, wo Yakir ist.“

„Halt dein Maul. Wir werden den Hund schon fangen!“

Der Anführer der Soldaten schlägt zu und trifft den Jungen im Gesicht. „Und wir werden“, schreit er weiter, „diesen anderen, der sich hier ebenfalls herumtreiben muß, auch noch schnappen! Den habt ihr natürlich auch nicht gesehen?“

„Wen?“

„Diesen irakischen Hund Marif, der zu den Rebellen gehört!“

„Kennen wir nicht!“

„Lügt nicht!“

Der Anführer will noch etwas sagen, aber er wird von einem der beiden Jungen unterbrochen: „Keinen der beiden werdet ihr fangen. Yakir nicht und

Marif nicht. Wir werden sie vor euch warnen. Wir haben keine Angst vor euch. Wenn ihr tausend Mann wäret, hätte ein einziger Kurde vielleicht Angst. Aber deine zwanzig Mann haben ja schon Angst vor nur zwei Kurden. Sogar ich könnte dich, wenn ich nur wollte, einfach entwaschen!“

Den reitet der Teufel, denkt Marif und sieht, wie der Anführer der Soldaten auf den Jungen zuspringt und mit dem Griff der gezogenen Pistole auf ihn einschlägt.

Marif ballt die Fäuste. Wie gerne würde er eingreifen, aber er weiß, daß er zusammen mit den beiden Hirtenjungen nichts gegen die bewaffneten Soldaten ausrichten kann.

Der Junge schreit laut auf. Aber er packt den Anführer am Hals.

„Du fettes Schwein!“ schreit er und drückt zu.

Der Kommandeur gerät in Panik. „Helft mir“, hechelt er, „helft mir doch!“ Als hätten die Soldaten nur auf ein Zeichen gewartet, stürzen sie sich auf den Hirtenjungen und trennen ihn von ihrem Anführer, der sich heftig atmend den Hals abtastet. Dann schlagen sie mit ihren Gewehrkolben auf die beiden Jungen ein, die sich verzweifelt zu wehren versuchen.

„Kili! Kili!“ schreit der eine der beiden, dem ein türkischer Soldat gerade den Gewehrkolben in den Magen rammt. „Kili!“

Und der große Hund, der die Schafe bewacht, stürzt sich auf die prügelnden Soldaten, hat schon dem einen die Uniformjacke zerfetzt, setzt zum Sprung auf den nächsten an. Da lassen die Soldaten von den beiden Jungen ab und richten ihre Gewehre auf den Hund.

„Schämt ihr euch nicht, Kinder zu schlagen?“

Marif hat den alten Mann, der da plötzlich bei der Schafherde aufgetaucht ist, nicht kommen sehen.

Die Soldaten drehen sich erschreckt um.

„Ich bin Muhtar aus Mezraa“, sagt er, „eigentlich wollte ich die Abkürzung über den rechten Hang der Kathiven-Berge nehmen, um zu meinem Bruder zu kommen, der mir Verbandszeug für unsere Bauern verkaufen soll. Aber jetzt sehe ich, daß ich wohl doch den richtigen Weg genommen habe!“

„Geh weiter, Alter“, sagt der Anführer der Soldaten, der gerade seine Uniform geordnet hat.

„Willst du mir auch den Kopf einschlagen?“

„Du sollst hier verschwinden!“

„Soll ich? Du kannst wohl nur bei Kindern und Alten deinen Mut beweisen, was? Aber ihr seid nicht dazu da, Köpfe einzuschlagen!“

Die Soldaten scheinen unschlüssig, wie sie sich verhalten sollen. Einige blicken

sogar verschämt zu Boden. Ihr Kommandant hat seine Pistole gegen den Alten gerichtet. Aber dann steckt er sie weg, gibt einen Befehl, und die Soldaten formieren sich in Reih und Glied und ziehen ab, talwärts. Marif atmet erleichtert auf.

Der Alte kümmert sich um die beiden Jungen. Gierig greifen sie nach der Wasserflasche, die ihnen der Alte reicht. Marif schluckt. Auch er verspürt Durst. Am liebsten wäre er sofort zu den beiden Jungen und dem Alten hinuntergeklettert, zumal er ihnen gerne sagen würde, wie großartig sie sich den türkischen Soldaten gegenüber verhalten haben. Aber er bleibt noch stundenlang in seiner Felsspalte kauern, sieht zu, wie der Alte die Wunden der beiden Jungen pflegt, dann ein Feuer entfacht, und sich erst verabschiedet, als die Sonne hinter den Bergen verschwindet.

Rot verglüht sie, und die Nacht schleicht sich hinter dunklen Wolkenfeldern immer näher, Sternenkranze funkeln. Wind kommt auf, trägt den Duft von verbranntem Walnußholz und Mohnblüten zu Marif heran.

Marifs Mund ist trocken. Immer wieder fährt er sich mit der Zunge über die rissigen Lippen. Durst hat er und Hunger auch. Aber er bleibt noch weitere Zeit in seiner Felsspalte, will er doch sichergehen, von niemandem bemerkt zu werden. Wie leicht könnten sich noch andere türkische Soldaten in der Gegend versteckt halten und auf ihn lauern. „Sie wissen, daß ich hier bin“, sagt er sich. „Auch die Soldaten, die vorhin die beiden Jungen geschlagen haben, kannten meinen Namen.“

Die beiden Jungen richten ihr Nachtlager her. Vor ihnen braucht er sich nicht zu verstecken. Sie sind Kurden wie er und gegen die Unterdrücker. Marif lächelt bei der Erinnerung, wie die beiden sich gegen die türkischen Soldaten gestellt haben. Er wird es in seiner irakischen Heimat erzählen; wenn die Kinder von Mezraa schon so mutig sind, werden ihre Väter sicherlich auch seinen irakischen Freunden Schutz gewähren. Denn deshalb ist er aus dem Irak in die Türkei gekommen: Die irakischen Kurden, die in den Bergen gegen die Armee kämpfen, haben sichere Nachricht, daß Elitetruppen bald versuchen werden, einen entscheidenden Schlag gegen sie zu führen. Für den Fall, daß die Peshmergas dann über die Grenze in die Türkei fliehen müssen, will Marif im Gebiet um Mezraa Rückzugsmöglichkeiten für seine Kampfgefährten erkunden.

Die beiden Hirtenjungen sind eingeschlafen. Es ist tiefe Nacht. Jetzt wagt sich Marif aus seinem Versteck. Er hat Hunger. Bestimmt werden ihm die beiden Jungen etwas zu essen geben.

Das Bellen des großen Hundes weckt die beiden Jungen, als sich Marif ihrem Lager nähert. Sie springen auf. Der eine der beiden greift zu seinem Stock. Marif, von dem knurrenden, zähnefletschenden Hund gestellt, bleibt stehen und ruft den beiden Jungen auf kurdisch zu, daß er ein Freund sei. „Roibaş — Seid begrüßt!“

Die beiden Jungen kommen langsam näher, der eine hält immer noch seinen Stock in der Hand, als traute er dem Frieden nicht.

„Woher kommst du?“

„Aus den Bergen. Ich bin Marif. Die Soldaten suchen mich.“

Jetzt stehen sie sich gegenüber.

„Komm näher ans Feuer“, sagt der eine Junge.

Marif macht einen Schritt auf das Feuer zu, aber sofort beginnt der Hund wieder zu knurren.

„Still, Kili!“ befiehlt der andere der beiden dem Hund. „Komm ruhig, Kili beißt doch keine Kurden!“

Der Hund trabt zurück zur Herde.

„Du wirst Hunger haben?“ fragt ihn der Junge dann.

Marif nickt. „Und wie! Ich habe eine Ewigkeit nichts mehr zwischen die Zähne bekommen!“

„Dann setz dich hin und greif zu!“

Marif setzt sich mit den beiden Jungen ans Feuer.

„Ich heiße Memo“, sagt der eine der beiden Jungen und bietet Marif Feigen, Tomaten und ein Fladenbrot an, das er aus einem mit geometrischen Mustern bestickten Beutel geholt hat. „Und das ist Semdo.“

Semdo legt gerade dürre Äste auf die Glut des Feuers, das wieder zu flackern beginnt.

„Weshalb suchen dich die Soldaten?“ fragt er Marif.

„Laß ihn doch erst einmal essen“, mahnt Memo und reicht Marif einen Aluminiumbecher mit kaltem Wasser.

Marif trinkt. Er wischt sich mit dem Handrücken über den Mund und meint dann kaudend: „Die Türken sind doch hinter allen Kurden her, die für ein freies und geeintes Kurdistan eintreten. Sie müssen von irgendwoher erfahren haben, daß ich ein Widerstandskämpfer bin. Vielleicht hat mich ein Händler auf dem Weg hierher erkannt und den türkischen Soldaten verraten. Ich bin Marif, den sie den Berglöwen nennen.“

„Wir haben noch nie etwas von dir gehört.“



„Nun ja, im Irak nennen sie mich so. Doch es ist möglich, daß eure Eltern mich kennen.“

„Was willst du bei uns?“

Marif kaut zu Ende. Dann erklärt er den beiden Jungen, daß die irakischen Widerstandskämpfer eine Offensive der irakischen Armee erwarten und daß er deshalb vorsorglich einen Fluchtweg für seine Freunde auskundschaftete.

„Ihr wollt euch dann hierher absetzen?“

„Ja. Obwohl ich gesehen habe, daß die türkischen Soldaten hier auch nicht gerade viel Federlesens mit Kurden machen.“

Marif greift noch einmal zum Becher mit Wasser.

„Aber wer seid ihr? Ihr kommt aus Mezraa?“

„Ich bin der älteste Sohn von Abdul Kerim in Mezraa“, sagt Memo, „und Semdo ist das einzige Kind des Bauern Seyithan Mercan in Mezraa.“ Memo ist schlank und groß, hat dichtes schwarzes Haar, das ihm fein gekräuselt in Locken auf die Schultern herabfällt. Im Licht des Lagerfeuers sieht sein schmales Gesicht mit der markanten Adlernase noch verwegener aus, und Marif kann sich vorstellen, daß der Junge in heiklen Situationen ziemlich temperamentvoll reagiert. Memo ist es ja auch gewesen, wie Marif sich jetzt erinnert, der am Nachmittag den Kommandanten der türkischen Soldaten angegriffen hat.

Semdo dagegen wirkt sehr ruhig und bedächtig. Er ist einen halben Kopf kleiner als Memo, aber kräftiger. Seine blauschwarzen Haare sind so kurz geschnitten, daß manche aus Mezraa schon behauptet haben, sein Kopf wäre ein Stoppelfeld.

Wie fast immer tragen die beiden Freunde auch heute die kurdische Nationaltracht, die man Sal Sapik nennt. Sie fühlen sich in den weiten Überhosen und in den weitärmeligen Jacken aus Ziegenhaaren immer noch am wohlsten, auch wenn man ihnen bereits in der Schule klarzumachen versucht hatte, daß sie in der Türkei nur europäische Kleidung zu tragen hätten. Türken seien doch keine verlausten Orientalen in irgendwelcher Plunderkleidung, hatte der Lehrer immer wieder wohlgefällig betont; und das gelte auch für Bergtürken. So nannte der Lehrer die Kurden oft höhnend gemäß amtlicher Weisung.

Die beiden hatten die kleine Volksschule im Dorf besucht, hatten mühsam Türkisch gelernt, während man bei ihnen zu Hause doch nur Kurdisch sprach. Wie oft hatte Memo seinem Lehrer, nur um ihn freundlicher zu stimmen, Eier, Hühner, Joghurt in die Schule mitgebracht. Aber der hatte

die Geschenke zwar angenommen, doch in seinem Verhalten gegenüber seinen kurdischen Schülern änderte sich nichts. Kurden waren für ihn nichts als Türken minderer Art. So hatte er auch gehöhnt, als er von Memos Wunsch hörte, später auf eine weiterführende Schule gehen zu wollen: „Du wirst nicht auf die Mittelschule, nicht auf die Oberschule, schon gar nicht auf die Hochschule für Lehrer gehen, mein kleiner Kurde. Nein. Du wirst Schafe hüten. Du bist zwar gescheit, aber eben doch nur ein Kurde.“

Damals hatte Memo voller Wut dem Lehrer ins Gesicht gespuckt, womit sein Traum, einmal Lehrer werden zu können, endgültig vorbei war, denn einen aufsässigen Kurden ließ man schon gar nicht auf eine weiterführende Schule kommen.

Semdo dagegen hat es mit seiner bedächtigen, anpassungsfähigeren Art erreicht, daß man ihn auf das Schülerinternat nach Diyarbakir schickte, das dreihundert Kilometer westlich von Mezraa am Tigris liegt. Aber auch dort ist der Haß gegen Kurden so groß, daß sich Semdo im Internat als Außenseiter fühlt; er ist gestern nicht zum ersten Male aus dem weißen ummauerten Gebäude ausgebrochen und zurück in seine Berge geflohen, wo er das Verständnis seiner Familie und seiner Freunde findet.

„Wie alt seid ihr eigentlich?“ fragt Marif.

„Dreizehn“, antwortet Semdo, „vierzehn“, sagt Memo.

Marif wundert sich nicht, daß sie weitaus älter aussehen. Er weiß, daß der Kampf ums Überleben in den Bergen, der Kampf gegen die Not, aber auch der Kampf gegen die Unterdrückung durch die türkischen Behörden ihre Gesichter geprägt hat. Kinder, das weiß Marif, haben hier frühzeitig Verantwortung zu übernehmen, auch in Mezraa.

„Kann mir in eurem Dorf jemand weiterhelfen?“

Memo und Semdo nicken.

„Geh zu Abdul Omar Kerim, dem Mezin“, sagt Memo, „er ist mein Vater. Er kann dir weiterhelfen. Wegen seiner Hilfsbereitschaft, Klugheit und als Oberhaupt des mächtigen Clans der Kerims genießt er hohes Ansehen im Dorf. Wen er unterstützt, dem helfen auch die anderen Bauern im Dorf.“

„Aber laß dich nicht vom Ağa erwischen“, wirft Semdo ein. „Mahmut Kebul, der Ağa, der Blutsauger, ein kleiner fatter Kerl, du erkennst ihn gleich an dem dicken goldenen Siegelring, den er trägt, und an seinem europäischen schwarzen Anzug, sieht zwar harmlos aus, aber alle fürchten ihn. Denn er ist brutal, so brutal, daß er nicht mal von seinen Verwandten akzeptiert wird. Ich

kann dir ein Lied davon singen, obwohl ich unter ihm eigentlich nicht zu leiden habe, weil mein Vater ihm einmal das Leben gerettet hat.“

Marif nickt bedächtig mit dem Kopf. „Aw rende em bizanteben — gut zu wissen“, sagt er. „Aber ich muß jetzt wirklich weiter, noch bevor es hell wird. Ich muß sehen, wie ich möglichst schnell wieder zurück über die Grenze komme. Meine Leute drüben warten schon auf mich. Sagt allen Freunden, daß sie die Kurden auch drüben im Irak wieder bekämpfen. Sagt es immer allen Kurden, daß sie nicht vergessen sollen, daß die Grenze zwischen der Türkei und dem Irak keine Grenze zwischen Kurden sein darf. Ihr dürft es nie vergessen, sonst haben bald alle vergessen, daß es einmal ein kurdisches Volk gegeben hat.“

Marif nimmt noch einen Schluck aus dem Becher, erhebt sich dann, auch Memo und Semdo haben sich erhoben, und nachdem Memo ihm genau den Weg zu Abdul Omar Kerims Haus erklärt hat, verschwindet Marif in der Dunkelheit.

„Er wird den Weg schon finden“, sagt Semdo und beruhigt Kili, den Hund, der wieder zu knurren anfängt, weil Marifs Schritte die Ruhe stören.

Marifs Augen haben sich bald wieder an die Dunkelheit gewöhnt. Mezraa ist nicht groß. Dreißig Häuser etwa, die aus zugehauenen Felssteinen und luftgetrockneten Lehmziegeln gebaut wurden. Auf den flachen Dächern, die von armdicken Balken getragen werden und aus einem Geflecht von Ast- und Strauchwerk bestehen, das mit Kerpiç bedeckt ist, stehen nun im Sommer die hochbeinigen Bettgestelle der Bauern, die nachts dort schlafen, um den Insekten und der dumpfen Hitze, die in den Häusern herrscht, zu entgehen.

Bald hat Marif die ersten Häuser erreicht. Vorsichtig schleicht er im Schatten der Eichenbüsche an den Gärten hinter den Häusern entlang, sucht manchmal Deckung hinter den kleinen Pyramiden, die die Bauern neben ihren Häusern aus runden Scheiben getrockneten Ochsenmistes, der als Brennmaterial für den Winter dient, aufgerichtet haben. Auf keinen Fall möchte er jetzt, mitten in der Nacht, als Fremder jemandem im Dorfe auffallen.

Memo hat ihm erklärt, daß das Haus seines Vaters im christlichen Teil des Dorfes liegt, der Ağa Kebul, ein Hafiz, als Moslem sein Haus am anderen Ende des Dorfes hat.

Er achtet nicht auf das keifende Hundegebell, das einsetzt, als er rückwärtsgehend gegen einen Vorratshaufen Brennmaterial stößt, der in sich zusammenbricht, sondern läuft los; denn er hat das Haus von Abdul Kerim, das ihm Memo genau beschrieben hat, am Ende der Gasse erkannt.

## II.

*„Auf dem Thron spazierten die Frösche und Schildkröten. Das Dasein auf der Erde war für Unwissende. Alle Löwen und Tiger waren Gefangene. Jeder hatte eine schwere Kette am Bein. Dafür waren Gefängnisse erbaut. Schwert, Lüge und Hinterhältigkeit triumphierten.“*

In Nerwe-Sito, einem Kurdendorf im Irak, 35 km von der türkischen Grenze entfernt, liegt das weiße Spruchband der Schulkinder des Dorfes mit der Aufschrift „Azadi bu Kurdistan“ (Freiheit für Kurdistan) zerrissen und verdreckt auf der Straße, niemand wagt es aufzuheben. Vor der winzigen Moschee <sup>lektüre</sup> lungern <sup>peşmerga</sup> irakische Elitesoldaten, Angehörige des gefürchteten Maghawir-Regiments herum, andere Soldaten durchsuchen die Trümmer zerstörter Häuser.

Frauen schreien, Kinder weinen, Männer fluchen.

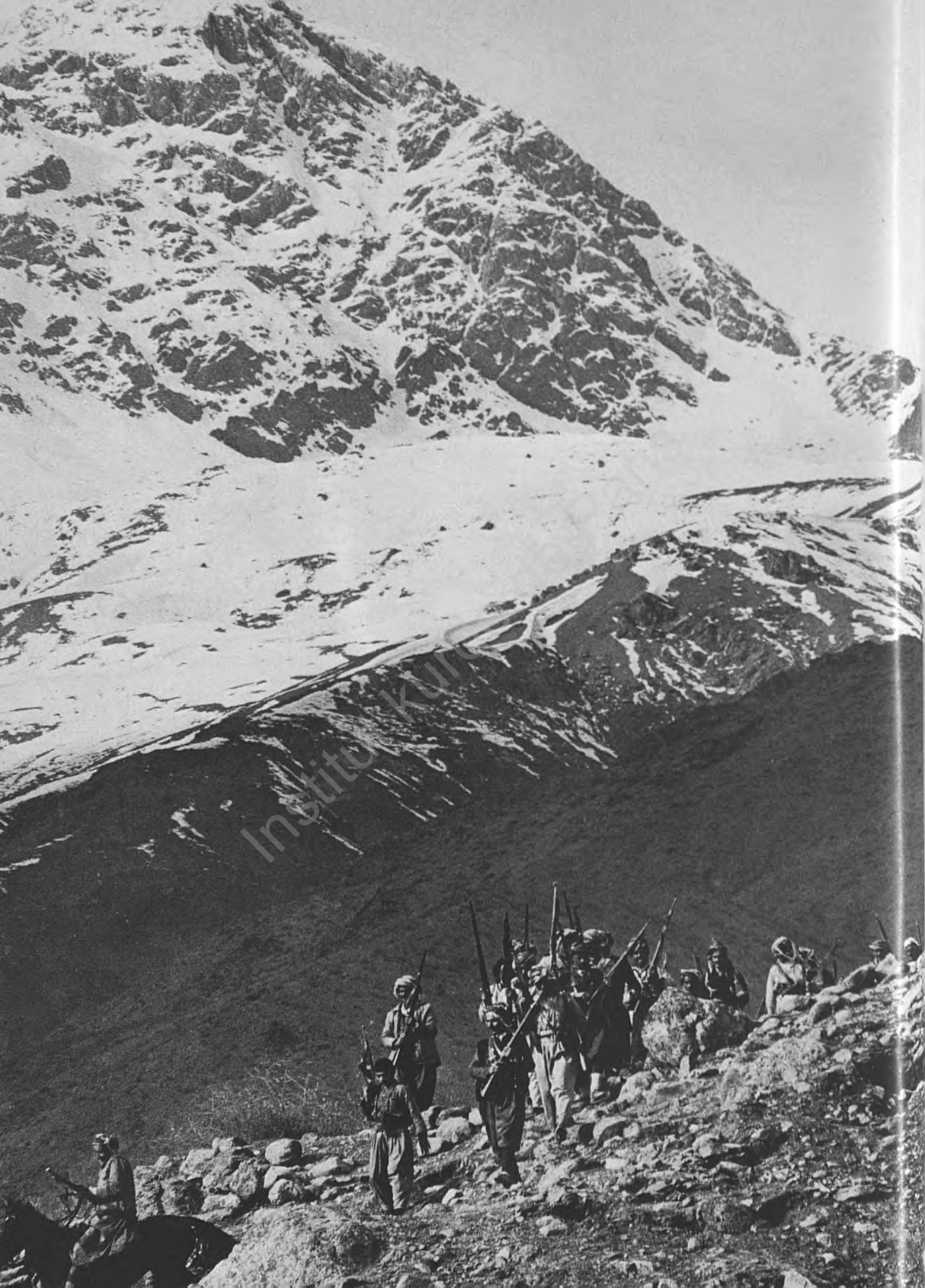
Die Soldaten stört das nicht. Mit Gewehrkolbenstößen treiben sie immer mehr Menschen aus den Trümmern zusammen, schließlich hat Captain Nassir vor einer halben Stunde den Befehl bekommen, innerhalb kürzester Frist die Kurden aus Nerwe-Sito zu deportieren.

„Bringt sie in die Salzwüste, südlich von Bagdad“, hatte man Captain Nassir befohlen, „dort haben wir sie besser unter Kontrolle. Und zerstört ihre Häuser und Felder, damit auch alle erfahren, wie wir mit aufsässigen Kurden verfahren.“

Die großen und schlanken Kurdinnen, die von den Soldaten aus ihren Häusern gezerzt werden, schreien nicht mehr. Wie Gebete sagen sie ihre Flüche auf: „Guçik — Hunde! Ihr unbarmherzigen Mörder. Ihr arabischen Barbaren!“

*Eine Peshmerga-Gruppe im Februar in den Gebirgsmassiven bei Barzan*





Und vielen Soldaten ist anzusehen, daß Zorn und Angst der Kurdinnen sie beschämt. Anders dagegen ihre Offiziere. Denen kann es gar nicht schnell genug gehen. Die brüllen, schlagen zu, treten Kinder, die sich an die bunten Röcke ihrer Mütter klammern. Sie treten und schlagen Menschen, die sich nicht wehren. Und dies macht sie noch wütender. Denn solches Verhalten haben sie nicht erwartet. Irgendwie hatten sie gehofft, man würde ihnen Widerstand entgegensetzen, damit sie endlich den Befehl zum Feuern geben könnten, so wie sie es vor einigen Tagen in Sharistan getan haben.

„Laßt das Zeug liegen!“ schreit einer der Offiziere, „dort, wo ihr hinkommt, ist es so heiß, daß ihr nackt herumlaufen könnt.“

Und sie lachen. Und als eine Bäuerin ein paar Schafe mit auf den Lastwagen nehmen will, in dem die Dorfbewohner abtransportiert werden sollen, schreit ein Leutnant: „Laß die hier! Hier habt ihr Hammel gefressen. Dort unten könnt ihr euch Fische aus dem Persischen Golf holen und Fische fressen. Die haben kein Fett. Die sind gesünder!“

Eine Frau greift dem Leutnant an die Uniform. Er schlägt die Hand, die ihn anzufassen wagt, zur Seite, stößt die Frau zu Boden.

Sie richtet sich wieder auf, kommt auf die Knie: „Mein Kind! Mein Kind spielt noch hinten am Bach. Laß es mich holen. Ich kann doch mein Kind nicht alleine lassen!“ fleht sie den Leutnant an.

„Du kannst noch viele neue werfen, dort unten“, antwortet der und wendet sich einer Gruppe Frauen zu, die von den Soldaten mit Schlägen auf den Lastwagen getrieben werden. „Beeilt euch, verdammt noch mal.“ Und kaum haben die Soldaten die letzte Frau der Gruppe auf den Wagen getrieben, befiehlt der Leutnant die Abfahrt.

„Los, ab in den Süden! Fuhre Nummer eins unterwegs“, meldet er sodann seinem Captain.

Der nickt befriedigt. Aber immer noch geht es ihm nicht schnell genug. Er treibt die Soldaten, die von einem Haus zum anderen eilen, noch mehr an. Er befiehlt, alle Lebensmittel, die die Kurden nicht mit auf den Lastwagen nehmen dürfen, auf einen Haufen zu schütten.

Die Soldaten gehorchen seinem Befehl. Sie schütten Hirse, Korn und Reis übereinander, die getrockneten Tomaten und Paprikaschoten, die als Vorräte für den Winter gedacht waren, und übergießen alles mit Benzin und zünden es an. Und andere Soldaten werfen Bilder, Matratzen, Tücher, Kleider und

Teppiche in die Flammen, und ein Kind, dem ein Soldat seine Puppe aus den Händen reißt, schreit auf, als auch diese in den Flammen aufgeht.

Major Erik, der neben Captain Nassir steht und dem Treiben der Soldaten zuschaut, lacht auf. Er geht zu einem Kind, tippt ihm mit einem Weidenstock auf den Kopf: „Wie alt bist du?“

Der Junge schaut den Major mit haßerfülltem, doch ängstlichem Blick an. „Zehn Jahre“, antwortet er dann.

„So, zehn Jahre! Und dann weinst du wie ein kleines Mädchen, weil man dir die Puppe weggenommen hat? Eigentlich bist du doch schon zu alt, um mit Puppen zu spielen.“

Er lacht hämisch, wendet sich dann dem Captain zu und sagt laut, daß alle es hören können: „Aber ihr Kurden seid sowieso Memmen und Feiglinge.“

Der Junge weint nicht mehr. Er macht einen Schritt auf den Major zu, der gekünstelt lächelt, so tut, als zittere er: „Willst du mir zeigen, wie tapfer Kurden, die mit Puppen spielen, sind?“

Der Junge bleibt stehen.

Plötzlich schreit der Major ihn an: „Sag mir, wie der große Führer unserer irakischen Nation heißt, Bastard!“

„Barzani, Mustafa“, antwortet der Junge, als wäre dies das Selbstverständlichste der Welt. Aber das hätte er nicht sagen sollen. Seine Antwort treibt dem Major die Zornesröte ins Gesicht. Er schlägt mit seinem Weidenstock zu. „Was, du Bastard!“

Und immer wieder schlägt er zu, rote Striemen zeichnen sich auf dem unbedeckten Rücken des Jungen ab, der gar nicht mehr versucht, den Schlägen des Majors auszuweichen.

„Barzani“, schreit er immer wieder. Immer wieder, nach jedem Schlag, schreit der Junge wie verzweifelt diesen Namen. Mustafa Barzani war einer der Führer der kurdischen Rebellen gewesen, die seit Jahrzehnten für die Unabhängigkeit Kurdistans kämpfen. Und der Junge weiß, was die Nennung dieses Namens für den Major bedeutet.

Zuletzt kommt der Name nur noch ganz leise über seine Lippen, aber das weiß er nicht mehr, denn ohnmächtig bricht er unter den Schlägen des Majors zusammen, der den nun vor ihm im Staub liegenden Zehnjährigen tritt und mit Weidenstockschlägen die Mutter vertreibt, die sich aufschreiend über ihren Sohn beugen will.

„Noch fünf Minuten bis zur Abfahrt“, befiehlt er dann seinen Soldaten. Er wendet sich einer weiteren Gruppe von Kurden zu, die er zuerst wie ein



hungriger Wolf umkreist, um sich dann plötzlich einen Mann aus der Gruppe zu greifen, dessen haßerfülltes Gesicht ihm am meisten auffällt.

„Willst du mir was sagen?“

Der Kurde antwortet nicht.

„Ob du mir vielleicht etwas sagen willst, will ich wissen.“

Aber der Kurde antwortet immer noch nicht.

„Mit dir sprechen wir nicht. Dich treffen wir in der Dunkelheit.“ Von irgendwoher aus der Gruppe der Kurden sind die Worte gekommen.

Major Erik läßt den Mann los. Zorn treibt Röte in sein Gesicht. Die Fingerknöchel seiner Hand, in der er den Weidenstock hält, treten weiß hervor.

Er macht einen Schritt auf die Gruppe zu. Er will wissen, wer es gewagt hat, ihm zu drohen.

„Wer war das?“ schreit er. Und seine Stimme überschlägt sich. Aber niemand antwortet ihm. „Ich lasse euch alle in der Sonne braten, wenn ihr mir nicht sagt, wer das war!“

Er winkt Soldaten herbei, die sofort die kleine Gruppe der Kurden umringen, die Gewehre in Anschlag.

„Soll ich mir jeden einzeln vorknöpfen? Also: Wer wird mich im Dunkeln treffen? Ich gebe euch noch drei Minuten.“

Er schaut auf seine Uhr. Die Zeit verrinnt.

„Noch eine Minute!“ warnt der Major.

Und plötzlich fangen die Kurden an zu singen. Niemand hat ein Kommando gegeben, aber alle singen sie jetzt, sie singen das Peshmerga-Lied.

Der Major weiß nicht mehr, was er tun soll. Am liebsten würde er seinen Soldaten den Befehl geben, einfach in die Gruppe hineinzufeuern, aber noch gibt er nicht auf, zu sehr wurde er in seiner Eitelkeit verletzt. Ihm wagte man zu drohen, ihm, dem Major Erik.

So schlägt er sich wartend immer wieder mit dem Weidenstock gegen seine Lederstiefel. Und die Kurden vor ihm singen ihr Lied, dann tritt ein alter Mann einen Schritt vor, und sie hören auf zu singen, als er zu sprechen anfängt:

„Tausend Führer gibt es, Herr Major. Aber doch nur einen, der so mächtig, mild und so duldsam ist, der alle liebt. Ob Araber, Iraker oder Kurden. Sein Herz ist so rein wie der Quell des Tigris, seine Gedanken sind so edel wie der Hengst von Al Abar. Hassan Al Bakr, unser Staatspräsident, ist es.“

Hohn und Spott des Alten sind nicht zu überhören.

Auch der Major spürt die tiefe Verachtung, die in den Worten des Alten, mehr

aber noch in seinen Gesten liegt, und zieht ihm den Weidenstock übers Gesicht. „Verdammt Kurden! Haut ab, ihr Bastarde.“

Und er läßt sie stehen. Die Kurden schauen sich schweigend an, nur der Alte sagt noch etwas, bevor die Soldaten sie auf den Lastwagen treiben: „Viele sind stark“, murmelt er und wischt sich das Blut von der Wange. Und dann singen sie wieder. Und das Peshmerga-Lied singend, besteigen sie den Lastwagen, der sie in den Süden bringen wird, in die Salzwüste, weil man hofft, sie würden dort vergessen, daß sie Kurden sind.

Ein Stück weiter entfernt steht ein einzelner Wagen, ein brauner Jeep, der von mehr Soldaten bewacht wird als die anderen Lastwagen.

Auf dem Rücksitz des Jeeps, zwischen zwei Soldaten, hockt Marif.

Dank der Hilfe von Memos Vater war es ihm gelungen, den Suchtrupp der Soldaten zu entkommen und unbemerkt von den Grenzwachen den Weg aus der Türkei zurück in den Irak zu finden, bis hierher nach Nerwe-Sito.

Er sieht dem Lastwagen nach, von dem der vielstimmige Gesang eines kurdischen Liedes bis zu ihm herüber tönt, und als der Wagen in einer gelben Staubwolke verschwunden ist, wendet er sich den Soldaten zu, die ihn so hautnah bewachen:

„Warum laßt ihr die anderen ohne mich abfahren? Sagt schon. Es ist doch keiner eurer Offiziere da, ihr könnt mir ruhig erzählen, was ihr mit mir vorhabt?“

Die Soldaten antworten nicht.

„Wollt ihr mich erschießen?“

Gleichgültiges Gähnen ist die Antwort seiner Bewacher.

Aber Marif weiß, was ihn erwartet. Sie werden ihn in das gefürchtete Lager bei Sulaimani schaffen.

Marif lächelt vor sich hin. Der erste Teil seines Planes ist aufgegangen. Verdammt großartig hatten sich die Soldaten gegeben, als sie ihn mit gefesselten Händen ihren Offizieren vorstellten. Sofort hatten die Offiziere, als sie in ihm den gefürchteten Marif erkannten, voller Stolz seine Festnahme als eine Heldentat weitergemeldet: Der Berglöwe, wie er wegen seines Mutes von den Kurden genannt wurde, war gefangen.

In Wirklichkeit hatte er sich freiwillig verhaften lassen, um in dieses Sonderlager für kurdische Rebellen bei Sulaimani zu kommen, um einer Truppe Peshmergas, die dort gefangen gehalten wird, zur Flucht verhelfen zu können. Von seiner Kampfgruppe, die zur Zeit in den Bergen bei Barzan operiert, hatte er diesen Auftrag erhalten.

Bevor er aus seinem sicheren Unterschlupf in den Bergen nach Nerwe-Sito hinunterging, hatte er seiner Schwester genau den Fluchtweg erklärt.

„Wenn alle Soldaten verschwunden sind“, hatte er gesagt, „dann hol unter den Thymian-Sträuchern die Ayrangläser, Brotfladen und den Topf Bulgur hervor. Das hab' ich alles für euch dort bereitgestellt. Und nimm unseren Esel. Am besten gehst du zuerst am Fluß entlang. Zwei Tagesmärsche entfernt mußt du dann den kleinen Trampelpfad in Richtung Norden benutzen. Orientiere dich nach dem Gipfel des Gate-Dağh. Du kannst Jadidak nicht verfehlen. Und nimm das Gewehr mit, falls Wölfe und Iraker kommen.“

Viel Zeit hatte er sich dann genommen, den kleinen Hoşang auf den Arm zu nehmen, dessen Eltern bei einem Napalmangriff der Iraker ums Leben gekommen sind. Vor den Augen von Hoşang sind sie verbrannt. Um ihn kümmerst er sich schon seit einem Jahr.

„Sei nicht traurig, Hoşang“, hatte er zu dem Kleinen gesagt. „Wir werden uns wiedersehen.“

Doch hatte er Angst verspürt, nun eine lange Zeit von seiner Schwester und Hoşang getrennt zu sein.

Und Angst auch, als ihn die Soldaten endlich unter den anderen Dorfbewohnern als den gefürchteten Rebellen erkannt hatten und mit entscherten Waffen auf ihn zugestürzt waren.

„Nur Dumme haben keine Angst“, hatte Memos Vater ihm beim Abschied gesagt.

Auch jetzt hat Marif Angst. Aber er läßt sie sich nicht anmerken. Auch nicht, als ihn der Soldat rechts neben ihm anfährt: „Du wirst dich keinen Millimeter bewegen, verstanden?“

Marif nickt.

Ein Leutnant und ein Soldat zwingen sich in den Beifahrer- und Fahrersitz, dann fährt der Jeep mit heulendem Motor los. Mit brennenden Augen sieht Marif auf die Trümmer seines Heimatdorfes.

Rauch steigt auf. In der Luft schwärmen Fliegen um Tierkadaver, hängt der Geruch von verbranntem Getreide.

Das Dorf ist tot. Die Brennvorrate für den Winter nähren die kleinen Feuer, die zwischen den Trümmern züngeln. Kein Hund bellt mehr. Im Geäst des Olivenbaumes vor der Moschee hängt zerrissen eine rot-blau gestickte kurdische Jacke, der Wind plustert die weiten Ärmel auf, die sich wie drohend hin und her bewegen.

Während der Fahrt spürt Marif nur heißen Wind, der ihm den Atem raubt,

und die Revolverläufe, die ihm die neben ihm sitzenden Soldaten in die Seiten stoßen.

Der feine Sand der Wüste bohrt sich wie mit spitzen Nadeln in sein Gesicht. Jetzt wird er erfahren, wo sich das berüchtigte Lager befindet. „Irgendwo befindet sich das Lager, wo unsere Freunde gefoltert werden“, hatte man zu ihm gesagt. Irgendwo. Niemand wußte, wo sich dieses Irgendwo befand. Aber jetzt werden sie ihn hinbringen.

Leise summt Marif ein altes kurdisches Lied vor sich hin, das ihm sein Großvater immer vorgesungen hatte, als er noch ein kleines Kind war. Seine Bewacher reagieren nicht. Ihnen macht auch die Hitze zu schaffen. „Habt ihr ein wenig Wasser für mich?“ Einer der Soldaten reicht ihm eine Feldflasche. Marif trinkt gierig.

Dann, mitten in der Wüste, hält der Jeep. Die Soldaten stülpen ihm eine schwarze Kapuze über. Marif versucht erst gar nicht, sich zu wehren. Er wußte, daß das kommen würde. Viele seiner kurdischen Freunde, die in diesem Lager gemartert wurden und oft nur als Krüppel wieder nach Hause kamen, haben ihm davon berichtet.

Dann geht die Fahrt weiter.

Und die Stunden vergehen. Selbst die Soldaten sprechen nicht mehr miteinander, die Lippen kleben vertrocknet zusammen. Nur der Motor des Jeeps heult; sein monotones Summen schläfert Marif ein.

„Später muß ich wach sein“, denkt er.

Das plötzliche Bremsen des Jeeps wirft ihn nach vorne, macht ihn wach. Er weiß nicht, wie lange er geschlafen hat, weiß nicht, ob es noch Tag oder schon Nacht ist. Aber er ist sofort voll gespannter Aufmerksamkeit. Er hört fremde Stimmen, hört arabische Wortfetzen, Schreie und das Summen eines Generators. Dann wird er von zwei kräftigen Armen aus dem Jeep gestoßen.

„Nehmen Sie ihm die Kapuze ab“, befiehlt eine Stimme.

Die Sonne blendet Marif. Erst allmählich gewöhnen sich seine Augen wieder an das Licht, und dann erkennt Marif das Gesicht, zu dem die Stimme gehört. Ein Major der irakischen Armee befiehlt ihm aufzustehen.

Marif erhebt sich langsam, dreht sich um die eigene Achse, als würde er vor Schwäche taumeln, aber er will nur die Landschaft erkennen, in der er sich befindet. Sie ist ihm fremd. Sand, Gesteinsbrocken, so weit er schauen kann, verkrüppelte Sträucher, Disteln und Sonne, gleißende Sonne. Aber dann erkennt er das Lager. Zwei Baracken innerhalb eines Stacheldrahtverhaus. An den Ecken des Lagers stehen hohe Holztürme, auf denen Marif Soldaten erkennen kann, die, das Gewehr umgehängt, eben die Scheiben der starken

Scheinwerfer abwischen, die jede Nacht zum Tag machen werden. Vor dem Stacheldrahtzaun patrouillieren ebenfalls Soldaten mit schußbereiten Maschinenpistolen.

Der Major befiehlt Marif, sich mit dem Aufstehen zu beeilen, und unterstreicht seine Forderungen mit einem Fußtritt.

Marif schreit auf. Da! Er erkennt die Gefangenen, die zwischen den Baracken am Boden liegen oder in kleinen Gruppen zusammenhocken.

Ein Tritt des Majors treibt ihn in Richtung einer kleinen Baracke, die er bis dahin noch gar nicht bemerkt hat. Der Major stößt ihn durch die geöffnete Tür. Hinter einem Holztisch sitzt ein irakischer Oberst. Neben ihm, die Hände hinter den Rücken verschränkt, stehen zwei Zivilisten. „Wahrscheinlich Polizisten“, denkt Marif.

Der Major macht Meldung. Der Oberst streift den Gefangenen mit einem kurzen Blick. Keine Regung ist in seinem Gesicht zu erkennen.

Aber einer der Zivilisten schreit plötzlich Marif an: „Hinsetzen!“

Kaum hat sich Marif auf den primitiven Hocker gesetzt, schreit der Zivilist schon wieder: „Aufstehen!“

Und so geht das drei-, viermal. Marif folgt den Befehlen nicht schnell genug. Da schlägt der zweite Zivilist zu.

„Dich werden wir schon kleinkriegen“, sagt er leise. „Ganz klein.“

Der Oberst musterte während der ganzen Zeit nur seine sorgsam manikürten Fingernägel, aber Marif weiß, daß ihm nichts entgangen ist. Aus Erzählungen seiner Freunde kennt er diese Verhörmethode. Sie nennen sie: „Die Einsamkeit des Gefangenen.“

„Weißt du, wer ich bin?“

Der Oberst fragt mit weicher, fast weibischer Stimme, die kaum zu verstehen ist.

Marif antwortet nicht.

Der Oberst zieht die Augenbrauen hoch. Hinter Marif klickt der Verschluß einer Waffe, schon spürt er den Lauf einer Maschinenpistole an seiner Schläfe.

„Deine Freunde im Lager werden sich jetzt vielleicht wundern, wenn sie ein paar Schüsse hören. Was sollen wir denn sonst machen, wenn du fliehen willst?“

Das Grinsen des Oberst frißt sich fest, zeigt Zähne, wirkt starr in den Augen. Marif spürt, wie Angst in ihm hochsteigt.

„Ich will nicht fliehen“, sagt er.

„So? Wirklich nicht?“ Der Oberst grinst noch mehr. „Darauf kommt es auch gar nicht an, was du willst. Du hast überhaupt nichts zu wollen hier. Hier

bestimmen wir. Ich bestimme hier, ich, Oberst Saad. Und wenn ich bestimme, daß du auf der Flucht erschossen wirst, dann ist es dir doch hoffentlich klar, daß es eine Flucht gewesen ist, auch wenn du stehengeblieben bist, oder?“

Marif spürt, daß der Oberst das ernst meint. Im Gesicht des Majors, der mit entsicherter Waffe neben ihm steht, kann er ablesen, wie gerne der seinen Finger krumm machen würde, nur um wieder mal einen verhaßten Kurden ins Jenseits zu befördern.

Fast automatisch beginnt Marif zu reden.

„Was wollt ihr wissen von mir? Wo bin ich überhaupt? Was habt ihr mit mir vor?“

„Oh, er kann plötzlich reden“, lacht der Oberst mit spitzen Lippen. „Dann können wir ja mit unserem Frage-und-Antwort-Spiel beginnen.“

Jetzt schalten sich die beiden Zivilisten wieder ein. Sie bauen sich vor Marif auf.

„Was weißt du von den Peshmergas aus Al Amadiya?“

„Soviel ich weiß leben dort nur Bauern, Kleinhändler und drei Geistliche.“

„Bist du nicht ein Geheimagent der Rebellen?“

Kopfschüttelnd verneint Marif. Plötzlich ist seine Angst verschwunden, denn er weiß nun, daß sie ihn auf jeden Fall töten werden, sobald sie von ihm nichts mehr zu erwarten haben. Selbst wenn er ihnen die gesamte Organisation der kurdischen Freiheitsarmee verriete, sie würden ihn hinterher abknallen, weil er in ihren Augen eben nur ein kleiner, dreckiger Kurde ist.

„Wer gehört zu eurer Widerstandsgruppe?“

Marif holt Luft. „Das Volk eben“, antwortet er, „das Volk, die Bauern, Kleinhändler, wir alle eben.“

Seine Antwort scheint die beiden Zivilisten nicht zu überraschen. Mit ruhiger Stimme befiehlt der eine Marif, die Arme auszustrecken, der Oberst nickt rülp send dem anderen Zivilisten zu. Der geht einen Schritt vor, reißt Marifs Armbanduhr von seinem Handgelenk, wirft sie auf den Boden und zertritt sie mit dem Stiefelabsatz.

„Es könnte dir ergehen wie der Uhr“, flüstert der Oberst. „Sei also vorsichtig. Sag ein paar Namen. Unsere beiden Mitarbeiter hier aus Bagdad haben eine Liste.“ Und plötzlich beginnt er zu schreien. Seine Stimme ist schrill, überschlägt sich fast: „Du wirst uns sagen, wen du von dieser Liste kennst!“

So plötzlich, wie der Oberst zu schreien begann, wird er nun wieder leise. „Sag die Namen, und ich schwöre dir bei Allah, daß wir dich dann in Ruhe lassen“, flüstert er.

Zwanzig Namen stehen auf dieser Liste, die der eine Zivilist Marif vor die

Augen hält. Marif sieht sofort, daß es die Namen führender Mitglieder der kurdischen Befreiungsbewegung sind.

„Kennst du sie?“ fragt der zweite Zivilist.

Marif antwortet nicht.

„Ob du sie kennst? habe ich gefragt“, bohrt der Zivilist weiter und reißt Marif mit einem Ruck ein Büschel Haare aus.

„Soll er weitermachen?“ fragt der Oberst und lächelt zynisch. „Kennst du sie?“ Statt einer Antwort spuckt Marif dem Obersten vor dem Füße.

In der nächsten Sekunde durchzuckt ein greller Blitz seinen Kopf. Er sah den Schlag nicht kommen, irrer Schmerz zieht ihm den Boden unter den Füßen weg, er stürzt.

Marif hat keine Ahnung, wie lange er bewusstlos war, aber als er aufwacht, sieht er sofort wieder das Gesicht des Obersten über sich, das hämisch grinst und mit dünnen Lippen Worte formt, die er nicht sofort verstehen kann. Jetzt beugt sich der Oberst zu ihm nieder; sein mit Rosenöl parfümierter Atem schlägt ihm entgegen, macht ihn würgen.

„Elender Misthund“, flüstert der Oberst. „Die Schuhe wirst du mir noch lecken.“

Seine Stimme klingt freundlich, aber mit sadistischem Grinsen beugt er sich noch tiefer zu Marif hinunter, nimmt noch einmal einen tiefen Zug aus seiner Zigarre, bevor er sie Marif ins Gesicht drückt. Tausend kleine Feuer brennen sich in Marifs Haut. Marif will schreien, aber kein Laut kommt aus seiner Kehle, der Schmerz treibt ihm die Tränen in die Augen. Das Bild des grin senden Obersten über ihm verschwimmt. Nur die freundliche Stimme erreicht ihn noch.

„Ein wirksames Mittel, um jemanden zum Sprechen zu bringen“, sagt der Oberst, während er sich eine neue Zigarre anzündet. Wieder macht er einen tiefen Zug, um die Glut richtig zu entfachen. Und wieder sagt er, freundlich, als begrüßte er einen lieben Verwandten: „Ein treffliches Mittel, oder?“

Als Marif die Glut der Zigarre an seinen Lippen spürt, macht ihn der Schmerz ohnmächtig. Tief und tiefer fällt er hinein ins Vergessen.

Aber in diesem Lager ist man auf solche Fälle vorbereitet. Die beiden Zivilisten schleifen den Bewußtlosen zu einem Wasserkübel mit brackigem Wasser und drücken seinen Kopf hinein. Prustend und nach Luft ringend kommt er wieder zu sich. Kaum hat er die Augen aufgeschlagen, beginnt die Folter aufs neue. Sie stoßen ihm Gewehrschäfte in die Magen- und Nierengegend. Sie treten ihn. Sie reißen ihm Haare aus. Der Oberst brennt mit einer neuen Zigarre eine weitere Wunde in sein Gesicht. Marif fürchtet, vor Schmerz wahnsinnig

zu werden. Er zwingt sich, am Schmerz vorbeizudenken, flüstert Sinnloses vor sich hin, wird immer lauter, sagt Sprüche immer lauter auf, weil er nicht will, daß seine Peiniger ihn vor Schmerz weinen sehen. „Nun ist es genug, Landmann, springe auf und laufe. Deine Freunde sind Grabstock und Sichel. Verlasse den Sonnen- und Schattenplatz!“ schreit er.

Jetzt erkennt Oberst Saad, daß er aus seinem Gefangenen momentan nichts mehr herausholen wird.

„Werft ihn zu den anderen“, befiehlt er. Die beiden Zivilisten geben seinen Befehl an zwei Soldaten weiter, die Marif an Händen und Füßen packen und zu den Baracken hinüber schleifen, wo sie ihn zwei anderen Gefangenen vor die Füße werfen, als hätten sie nur einen Sack getragen.

„Marif ist es. Marif der Berglöwe. Sie haben ihn auch gefangen!“

Wie ein Lauffeuer spricht es sich unter den Gefangenen herum. Sie tragen den immer noch bewußtlosen Marif in die Baracke, versuchen seine Wunden zu reinigen. Sie alle kennen die Sonderbehandlung des Obersten bereits. Sie alle haben Brandnarben im Gesicht.

Alle hier.

Das Lager ist ein Spezialdurchgangslager. Kurden, die im Verdacht stehen, die kurdische Bewegung zu unterstützen, sind hier gefangen. Hier will man Informationen von ihnen. Hier sollen sie ihre Freunde verraten. Hier weiß man, wie man jemanden dazu bringen kann, sogar seinen Vater zu verraten.

Manche sind schon sieben Monate hier gefangen.

Wenn Marif aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, werden sie ihm erzählen, was es bedeutet, hier gefangen zu sein. Heute ist der zwanzigste September 1975, ein Tag wie alle anderen. Um neun Uhr war Zählappell. Danach hatte der Kommandant einige Kurden in sein Zimmer gebeten, um sie zu verhören. Andere mußten aus purer Schikane in der Lagerumgebung nach Skorpionen und Schlangen suchen. Vorgestern hatte sich ein Gefangener geweigert, nach diesen gefährlich giftigen Tieren zu suchen und sie aufzusammeln. Da hatten die Wachen mit zwei Stöcken einen schwarzen Skorpion gefangen und das Tier dem Kurden auf den Kopf gesetzt. Minuten später war er tot gewesen. Skorpione sind giftig. Seit vorgestern weigert sich kein Gefangener mehr, dem Befehl der Wachen nachzukommen, Skorpione und Schlangen zu suchen. „Ob uns die Schlangen mit ihrem Gift töten, oder ob uns die menschlichen Schlangen mit ihren Schlägen töten, ist mir egal“, denkt sich so mancher, und fast alle träumen davon, eine Schlange zu finden, der man den Weg ins Bett des Kommandanten weisen könnte.



Auch heute, wie an jedem anderen Tag, gab es zu Mittag eine kleine Schüssel mit Reis und warmes Wasser. Sonst nichts. Danach können alle tun, wozu sie Lust haben. Aber hier, in der brütenden Steinwüste, gibt es nicht viel Abwechslung. Sogar die Schreie von Gefolterten wie Marif sind zur Gewohnheit geworden. Sie alle haben einmal so geschrien. Sie alle wissen, daß sie jeden Tag gerufen werden können, und daß sie dann auch so schreien werden.

Flucht. Daran denken sie hier.

Flucht.

Die einzige sinnvolle Tätigkeit für die Gefangenen ist der Gedanke an die Flucht.

Und sie träumen von Flucht. Tags träumen sie, wenn die Sonne herunterbrennt. Nachts träumen sie, wenn die Scheinwerfer keinen schlafen lassen, wenn alles still ist, wenn hinter den Scheinwerfern Soldaten mit Gewehren lauern.

Jetzt geht die Sonne unter. Rot verbrennt sie sich am Horizont, in der Glut flimmert die Wüste. Marif ist aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht. Drei seiner Leidensgenossen haben ihn in eine ruhige Ecke getragen. Ameh Nouri, der einäugige Mahmut und Sawa Açu.

„Wie lange seid ihr schon hier“, will Marif von Nouri wissen.

„Das wissen wir eigentlich selbst nicht genau. Zeit spielt keine Rolle. Nur die ersten Wochen haben wir die Tage gezählt. Zu oft sind wir aufgewacht, wie du jetzt aufgewacht bist, und wußten nicht mehr, wie viele Tage wir ohnmächtig gelegen haben.“

„Wißt ihr etwas von euren Angehörigen?“

„Nein. Hier sind wir am Ende der Welt. Nichts erfahren wir hier. Gar nichts. Wir wollen auch nichts mehr erfahren, weil wir uns sonst daran erinnern, was wir vergessen wollen und was wir vergessen haben müssen, weil sie es sonst doch noch eines Tages aus uns herausquälen könnten.“

Nouri legt Marif seine Hand auf die Schulter. „Sie haben auch dich, den wir den Berglöwen nennen, gefangen. Und sie werden auch dich fertigmachen, und du wirst verstehen, weshalb ich so sprach.“

Der einäugige Mahmut und Sawa Açu nicken Nouri und auch Marif zu. Marif deutet ihnen mit einer Handbewegung, daß sie näher zu ihm kommen sollen.

„Kommt näher“, flüstert er. Dann schildert er seinen Mitgefangenen, was sich alles getan hat. Er berichtet von der Zerstörung des Dorfes, von der Deportation der Bauern. „Die Armee“, flüsterte er, „hat überall zugeschlagen. Aber wir schlagen zurück.“

Sie reden noch lange miteinander. Man möchte von ihm wissen, ob die Frau noch lebt, was aus den Kindern geworden ist. Marif lügt seine Mitgefangenen nicht an.

„Dein Sohn ist tot“, sagt er zu Nouri. „Sie haben ihn erschossen, weil er einem Peshmerga Brot gegeben hat.“

Nouri sitzt wie versteinert, als er die Nachricht vernommen hat. Alle Versuche, ihn zu trösten, scheinen zwecklos.

„Kommt schlafen“, sagt Sawa schließlich.

„Ja, schlafen wir“, sagt auch Marif, „denn morgen ist ein wichtiger Tag für uns.“

Und weil sie wissen möchten, weshalb der nächste Tag ein wichtiger Tag für sie sein wird, erzählt Marif den dreien von seinem Fluchtplan. „Sie haben mich nicht gefangen“, sagt er. „Ich habe mich fangen lassen, weil ich wußte, daß man mich hierher zu euch bringen wird.“

Da vergißt Nouri für einen Augenblick sogar seinen Schmerz über den verlorenen Sohn. „Sie haben dir deinen Namen zu Recht gegeben, Berglöwe“, sagt er, „mit dir werden wir es auch schaffen, hier rauszukommen. Sie werden meinen Sohn nicht ungestraft erschossen haben.“

# III.

*„Auf dem zerbrochenen Thron des Todes wartet der Narr, eitel in Demut zu sterben. Auf den zerbrochenen Thron des Todes setzt sich nicht Leben; Leichen tragen Diademe hoheitsvoll. Auf den zerbrochenen Thron des Todes, ihr Lebenden, setzt den Tod; Atem des Lebens zeugt ununterbrochen Gewalt. Auf dem zerbrochenen Thron des Todes sitzt nun das Grauen; sterben wird jeder für sich allein.“*

Er hat den Fluchtplan zusammen mit seiner Kampfgruppe gut und lange vorbereitet, so daß eigentlich nichts schiefgehen kann. Seit seiner Verhaftung haben Marifs Kampfgenossen ihn nicht mehr aus den Augen gelassen, um so den Weg zum Lager zu finden. Marif kann sicher sein, daß die Gruppe der Peshmergas, die diese Aufgabe übernommen hat, ihn bis hierher verfolgt hat, zumal sie sehr weit hinter dem Jeep, mit dem er ins Lager gebracht worden war, zurückbleiben konnten, da die Staubfahne, die der Wagen aufgewirbelt und hinter sich hergezogen hatte, meilenweit zu sehen gewesen sein mußte. Bei der Kampfgruppe ist auch Isadin Hasan, ein Bauer aus Benzihn. Er wird etwa zehn Kilometer vom Lager entfernt auf die Flüchtenden warten, während die anderen Widerstandskämpfer sich im Schutze der Dunkelheit dem Lager nähern und es angreifen werden.

„Wir müssen die Wachen dann irgendwie ablenken“, erläutert Marif seinen Plan den anderen Gefangenen. „Wir könnten ein Widerstandslied singen. Dann sehen die Soldaten rot. Oder vielleicht die Wachen um Wasser für einen Verletzten bitten. Irgend etwas müssen wir jedenfalls tun, um die Wachen abzulenken. Sie müssen alle Scheinwerfer auf uns richten. Sie dürfen nicht hinaus in die Wüste sehen, sonst können sich unsere Freunde nicht unbemerkt dem Lager nähern.“

Nouri schüttelt wägend seinen Kopf.

„Wir müssen Gruppen bilden, wir Gefangene. Wir müssen unbedingt alle Wachen auf uns aufmerksam machen. Hier könnten einige singen. Dort drüben könnten andere die Wachen um Wasser bitten. Und bei der Baracke des Kommandanten könnten sich ein paar prügeln, dann wird auch der Kommandant abgelenkt sein.“

Marif nickt.

„Aber wenn die Iraker den Angriff abwehren?“ will Sawa wissen.

Einen Moment lang herrscht Schweigen. Marif zuckt mit den Schultern, schaut fragend seine Mitgefangenen an und kann in allen Gesichtern die Antwort auf diese Frage lesen.

„Das Risiko müssen wir eingehen“, sagt er dann. „Sie werden uns eines Tages sowieso erschießen, ganz egal, ob wir zu fliehen versucht haben oder nicht.“ Die meisten Gefangenen nicken. Auch Sawa nickt.

„Du hast recht, Marif“, sagt er. „Sie wollen uns töten. Sie werden uns immer töten wollen. Auf uns werden sie überhaupt keine Rücksicht nehmen, da sie doch bereits Kinder umbringen, nur weil sie uns helfen.“

„Außerdem“, sagt Marif nach einer kurzen Pause, „stehen unsere Chancen gar nicht so schlecht. Vierzig Iraker bewachen das Lager. Gut, sie haben Waffen, sehr gute Waffen haben sie. Aber nachts halten nur zwanzig Soldaten Wache. Und von diesen zwanzig schlafen mindestens zehn während ihrer Wache ein. Wir selbst sind dreißig Mann. Und etwa zwanzig Kämpfer werden von außen das Lager angreifen. Und die werden auch Waffen haben. Und wir sind Kurden!“

Wieder schaut er in die Runde. Zustimmung von allen Seiten.

„Schlaft noch einen Augenblick“, sagt er. „Sie werden sich mit dem Heulen des Schakals melden.“

„Wir sollten noch die Gruppen einteilen“, sagt Nouri, „die dann überall für Spektakel sorgen müssen.“

Marif nickt. „Gut. Also ihr geht rüber und bittet die Wache um Wasser für einen Verletzten. Und wenn sie es euch verweigern, dann schlag Krach. Und ihr da bleibt hier und beginnt zu singen, wenn ich euch das Zeichen gebe. Und ihr da macht vorne am Lagertor Krach, während ich mit den restlichen nachher vor der Kommandantenbaracke eine Prügelei spielen werde, die wie echt aussehen wird. Nouri, wenn ich deinen Namen ganz laut rufe, dann fangen alle an. Das ist das Zeichen. Und nun versucht wirklich noch eine Weile zu schlafen.“

Ein Teil der Gefangenen steht auf und verläßt die Baracke. Sie legen sich wie immer draußen in den warmen Sand. Andere gehen hinüber zur anderen

Gefangenenunterkunft. Aber niemand denkt daran, zu schlafen. Auch Marif nicht. Immer wieder geht er in Gedanken noch einmal seinen Plan durch. Isadin Hasan wird doch hoffentlich am Treffpunkt sein. Er wird der Gruppe, die das Lager angreifen wird, auch sicher den Weg zum Treffpunkt beschrieben haben. Marif weiß, daß der Ausbruch nicht lange geheim bleiben wird. Man wird Jagd auf sie machen. Dann müssen sie schon weit weg vom Lager sein, müssen sie bereits die Berge erreicht haben, die mehr Deckung bieten.

Mitternacht ist es geworden.

Am Himmel blinkt der Große Bär, den die Kurden „Zwei Brüder und die blinde Mutter des Alten“ nennen. Das Heulen der Schakale dringt aus der Wüste herüber. Sie wagen sich nicht an das Lager heran, das von den Scheinwerfern, die vom brummenden Generator gespeist werden, taghell erleuchtet wird.

Ab und zu hört man die Wachen flüstern. In der Baracke von Oberst Saad brennt kein Licht mehr. Sicher schläft er schon und träumt vom Besuch des Generals, der ihm seine Beförderung überbringt. Hat er sich doch den ganzen Tag über Gedanken über seine Beförderung gemacht, die davon abhängen wird, ob er aus Marif herausbekommt, wer zu den führenden Rebellen gehört.

Aber der Oberst hört nicht den Ruf des Schakals, der das Zeichen der Rebellen ist. Auch die Wachen achten nicht darauf, daß sich dieser Schakal sehr nahe ans Lager herangewagt haben muß. Aber dann werden sie durch einen lauten Ruf aus ihrem Dösen gerissen. Jemand hat Nouris Namen gerufen, und vor einer der Baracken beginnen ein paar Gefangene ein kurdisches Widerstandslied zu singen. Die Wachsoldaten schreien Befehle, die Strahlenkegel der Scheinwerfer tasten sich an die Baracken heran, wandern dann ziellos hin und her, leuchten in die verschiedensten Richtungen, denn Gruppen von Gefangenen verteilen sich, einige gehen aufs Wachhaus zu, andere beginnen sich vor der Baracke des Kommandanten zu prügeln. Der Oberst wird aus seinem Traum gerissen, wacht schweißgebadet auf, hört die kurdischen Lieder, sieht die ziellos hin und her streifenden Scheinwerferkegel, hört Brüllen und Geschrei. Nur mit einer Unterhose bekleidet, stürzt er aus seiner Baracke, wo eine Gruppe von Wachsoldaten bereits die Gefangenen, die sich verbissen zu prügeln scheinen, umstellt hat.

„Aufhören!“ schreit er. „Aufhören! Alle Gefangenen in die Baracken! Verstanden?“

Er befiehlt den Wachen, die Kurden auseinanderzutreiben, rast dann hinüber zur nächsten Baracke, wo sich eine weitere Gruppe von Gefangenen lauthals

darüber beschwert, daß die Wachen Wasser für einen Verletzten verweigern. Auch hier befiehlt der Oberst den Wachen, die Gefangenen zum Schweigen zu bringen. Am meisten ärgern ihn aber die Lieder, die vor der Gefangenenbaracke erschallen:

„Wir sind Peshmergas. Wir sind unbeugsam. Wir sind Kämpfer des Volkes. Für die Befreiung unseres Volkes opfern wir unser Leben, Hab und Gut.“

„Ich werde euer Leben den Schakalen zum Fraß vorwerfen!“ schreit Oberst Saad wutentbrannt. „Aufhören! Verdammtes Kurdenpack! Los, bringt sie zum Schweigen!“

Er reißt einem Soldaten die Maschinenpistole aus der Hand und feuert eine Salve in die Luft.

„Das nächste Mal halte ich auf euch!“ schreit er, aber die Kurden hören nicht auf zu singen. Singend gehen sie auf den Obersten zu, der sich krampfhaft an seiner Maschinenpistole festhält und doch nicht abzudrücken wagt.

Die Kurden singen. Und der Oberst weiß nicht, daß sie nur darauf warten, endlich die Freunde zu hören, die das Lager von außen angreifen sollen.

Und die kommen. Schüsse zerreißen den Gesang.

Der Oberst erschrickt, aber ehe er sich umgeschaut hat, haben ihm die Gefangenen schon die Waffe aus der Hand gerissen, und die Wachen sehen sich plötzlich von Fremden umstellt, die mit entscherten und in Anschlag gebrachten Karabinern verlangen, daß sie ihre Waffen fallen lassen.

Vor der Baracke des Obersten waren die Schüsse der Befreier Zeichen für die Gefangenen, sich auf die Wachen zu stürzen, die alle so überrascht waren, daß sie kaum noch Gegenwehr leisten konnten.

Marif selbst hatte längst die Gelegenheit ergriffen, das Funkgerät in der Baracke des Obersten zu zerstören. Er befahl, den überwältigten Wachen Fesseln anzulegen. Dann zerstörte er die Fahrzeuge der Soldaten, damit niemand sich damit auf die Verfolgung der Flüchtlinge machen könne. Es hatte keinen Zweck, die Fahrzeuge für ihre eigene Flucht zu benutzen; sie hätten nicht allen Fliehenden Platz geboten und es zudem den Verfolgern leicht gemacht, ihrer Spur zu folgen. Von Hubschraubern aus hätte man die Staub-

*Oben: Kurden auf dem Weg in ihr Heimatdorf im Nordirak*

*Unten links: Lernen und kämpfen — das Leben kurdischer Familien*

*Unten rechts: Mustafa Barzani, Symbolfigur eines verlorenen kurdischen Freiheitskampfes*







fahnen der Fahrzeuge sofort gesehen, zumal man der Piste hätte folgen müssen, die keinerlei Deckung bot.

Es dauerte nicht lange, bis alle Soldaten gefesselt waren.

„Wir haben ungefähr zwanzig Stunden Zeit, bis der nächste Verpflegungs-transport hier im Lager eintrifft und sie unsere Flucht entdeckten. Bis dahin müssen wir in den Bergen sein. Habt ihr uns Waffen mitgebracht?“

Die Partisanen, die das Lager gestürmt hatten, teilen Gewehre und Pistolen an die Befreiten aus.

„Zehn Kilometer östlich“, sagt der Anführer der Rebellen, „wartet Isadin Hasan mit Proviant auf euch. Macht euch auf den Weg. Er hat auch noch Munition geladen, denn wir konnten ja nicht alles bis hierher schleppen.“

Marif nickt. „Und wo geht ihr hin?“

„Wir folgen euch noch, bis ihr Hasan erreicht habt.“

Wieder nickt Marif. Dann gibt er den Befehl zum Aufbruch. Die Sterne zeigen ihm den Weg.

Nach zwei Stunden haben sie die Stelle erreicht, wo Hasan auf sie wartet. Schnell versorgen sie sich mit Proviant und Munition.

„Wir bilden jetzt Gruppen. Die Soldaten sollen es nicht zu leicht haben bei der Verfolgung!“

Marif sucht aus den Befreiten vier Männer aus, die den Weg in die Berge kennen. Sie sollen die Führung der einzelnen Gruppen übernehmen. „Unser Ziel ist das Bergland im Nordosten“, sagt er. „Von dort findet dann jeder selbst den Weg zu seinem Bestimmungsort.“

Er selbst schließt sich mit acht anderen Said Ramani an, der selbstsicher versichert, sich in dem Gebiet um den Piris-Dagh wie in seinem eigenen Hause auszukennen.

„Wenn wir erst mal durch die Wüste sind und den Piris-Dagh erreicht haben, gibt es genügend Möglichkeiten, sich zu verstecken. Nicht einmal die ganze Armee des Irak findet uns dann!“ sagt Said Ramani und drängt zum Aufbruch.

Die einzelnen Gruppen machen sich auf den Weg.

„Paß auf dich auf!“ ruft Marif noch dem Bauern Hasan zu, der mit seinem Gespann zurückbleibt.

„Ja, ja. Ich werde Basiliken und Malven auf meinen Wagen laden und so tun, als hätte ich mich verlaufen.“

Marif winkt ihm noch zu. Dann folgt er seiner Gruppe, die bereits den Marsch begonnen hat.

Und sie marschieren. Stundenlang marschieren sie, und längst brennt die Sonne erbarmungslos vom Himmel herunter.

Die Hitze flimmert vor ihren Augen.

„Achtet auf die Felsblöcke“, mahnt Marif, „darunter verstecken sich Vipern und Skorpione.“

Nach Stunden erreichen sie ein kleines Tal und machen unter einer Gruppe verkrüppelter Bäume eine kurze Rast. Marif verteilt dünnes Hirsebrod aus seinem Proviantbeutel. Eine Wasserflasche geht von Mann zu Mann. Sie müssen sparsam mit ihren Wasservorräten umgehen.

„Wir werden es schon schaffen“, ermuntert Said seine Kameraden. Marif mahnt zum Aufbruch. Und der Marsch geht weiter.

Die Schritte der Männer werden immer schwerer, die Hitze hängt sich wie Bleigewichte in ihre Lungen, sie atmen rasselnd, bleiben immer öfter stehen, sprechen sich gegenseitig Mut zu und schieben sich weiter, den Bergen zu.

Und der Tag vergeht. Nirgendwo sind Verfolger zu sehen. Und die Nacht bringt Wind mit, der die zurückgebliebene Hitze des Tages aufwirbelt.

„Ich kann nicht mehr“, sagt der einäugige Mahmut. Er taumelt, stürzt hin. Er ist am Ende seiner Kräfte.

„Steh auf“, sagt Marif, „du mußt weiter. Du mußt aufstehen und weitergehen wollen. Los, komm! Wir alle haben keine Kraft mehr. Komm schon. Noch zwei Stunden, zwei Stunden nur, nicht wahr, Said?“

Said nickt. „Ja“, sagt er, „in zwei Stunden können wir es geschafft haben.“ Und Mahmut rafft sich auf, Marif hilft ihm dabei, gerät dabei auch fast ins Straucheln, aber jetzt zieht er Mahmut weiter.

Und sie gehen. Und ihre Füße brennen. Und die Nacht plustert sich auf, klebt Sterne an den Himmel, hängt den Mond auf.

Sie stolpern nur noch vorwärts, niemand spricht mehr.

Durst quält sie. Der Wasservorrat ist längst verbraucht. Ihre Lippen sind aufgerissen und spröde, können keine Worte mehr formen. Sie schleppen sich vorwärts, bleiben ab und zu stehen, um nach Luft zu ringen, aber auch um ängstlich zu horchen, ob sich Verfolger bemerkbar machen.

Und die Nacht macht sich auf die Flucht vor dem Tag. Und der Tag kommt hinter den Bergen hervor mit roten Fahnen. Und sie klettern über die riesige Geröllhalde, Marif und seine Freunde, und machen erst am Fuße des steilen Felsmassivs halt.

„Wir haben es geschafft“, keucht Marif. Mehr kann er nicht mehr sagen. Er läßt sich fallen und schläft sofort ein.

Sie schlafen lange. Wo sie gerade standen, haben sie sich hingelegt, im Schatten der steilen Felswand.

Marif erwacht als erster, als die Sonne bereits wieder untergeht. Ihr roter Feuerball taucht die Berge in rotgelbes Licht, die ganze Landschaft scheint in goldene Farben getaucht. Marif reibt sich die Augen. Die Luft sirrt noch vor Hitze. Er weckt seine Kameraden.

„Wir müssen weiter“, mahnt er und überläßt Said wieder die Führung der Gruppe, weil der den Weg weiß.

Der Aufstieg ist gefährlich, sie treten mit ihren Füßen Geröll und Steinplatten los, finden in Felsrillen und Felsstufen nur unsicheren Halt für die Hände. Der Durst brennt. Und ihre Füße sind vom langen Marsch durch die Wüste wund, hungrig sind ihre Mägen. Der Tag liegt in den letzten Zügen, schimmert nur noch im Westen in kleinen, roten Fetzen, da haben sie endlich die Paßhöhe erreicht.

„Dort drüben muß es sein“, sagt Said und weist ins Tal hinunter.

„Bist du sicher?“

„Bestimmt. Schau doch, dort unten ist der Fluß. Er fließt in drei Richtungen. Zuerst nach Westen, später macht er eine Biegung nach Norden, um sich dann nach Süden zu schlängeln. Kannst du es noch erkennen? Siehst du den Dunst aufsteigen? Dort unten muß Mar az Zab al Kadir liegen, eben das Stück Land, das, umspült vom Fluß, wie eine Halbinsel aussieht. Und dann muß dort unten auch das Dorf Harik sein.“

„Hoffentlich. Und hoffentlich warten dort keine irakischen Soldaten auf uns.“

„Wir sollten uns das Dorf mal aus der Nähe ansehen“, sagt Said.

Marif nickt. „Am besten gehen zwei oder drei von uns als Erkundungstrupp vor. Wer kommt mit mir?“

„Niemand!“ sagt plötzlich eine Frauenstimme. „Und bewegt euch keinen Zentimeter, sonst seid ihr ein Sieb.“

Hundertfach wird dieser Befehl durch das Echo verstärkt. Marif und seine Freunde stehen wie versteinert. Aber dann faßt er sich. Er weiß, daß es in der irakischen Armee keine Frauen gibt. Also muß es eine Kurdin sein, die da hinter ihnen mit einem Gewehr im Anschlag steht. Er spricht die Unbekannte auf kurdisch an:

„Wir sind auf der Flucht vor den Soldaten“, sagt er. „Ich bin Marif, den sie den Berglöwen nennen. Und das hier ist Said, von der Rizgari-Brigade.“ Marif dreht sich, während er spricht, langsam nach der Unbekannten um.

„Und wer bist du?“

Hinter einem Gebüsch tritt eine junge Frau hervor, das Gewehr im Anschlag. Said traut seinen Augen nicht. „Das kann doch nicht wahr sein!“ ruft er erstaunt. „Du bist es, Bimil?“

„Said!“ ruft die Frau und läßt ihr Gewehr sinken.

„Und ich habe gedacht, sie hätten dich in Bagdad aufgehängt!“

„Du siehst, daß ich noch lebe!“

Marif klopft Said auf die Schulter. „Ihr kennt euch?“

Said nickte. „Sie ist aus dem Dorf. Vor Monaten hat man sie mit einer Ladung Gewehre geschnappt, die sie zu unseren Freunden in die Berge bringen sollte. Und es hieß, man hätte sie deshalb in Bagdad aufgehängt.“

„Und was machst du hier in den Bergen?“ wendet sich Marif an die Frau.

Die gibt ein Zeichen. Plötzlich kommen weitere Frauen aus den Gebüsch hervor. „Wir haben euch kommen sehen. Wir dachten, ihr seid irakische Soldaten. Und da die meisten Männer aus dem Dorf bei den Peshmergas in den Bergen sind, wollten wir eben die Soldaten empfangen, wie Kurden ihre Unterdrücker empfangen!“

Said umarmt Bimil.

Die allgemeine Begrüßung wird ein kleines Fest. Sie vergessen ihre Müdigkeit für einen Augenblick.

Als sie ins Dorf kommen, kochen die Bäuerinnen Tee auf. Aus Krügen, die sie neben ihre Häuser in der Erde vergraben haben, reichen sie rotfleischige Wassermelonen, gelbgrüne Weintrauben, Nüsse und dicke Äpfel, auf die sich die ausgehungerten Männer gierig stürzen. Lange essen sie. Immer mehr schleppen die Bäuerinnen heran, bis die Männer satt sind und müde auf den Decken, die man für sie herangebracht hat, einschlafen.

Zwei Tage lang bleiben die Männer im Dorf und genießen die Gastfreundschaft ihrer Landsleute. Zwei Tage, an denen sie auch Zeit finden, sich um ihre Wunden zu kümmern. Aber dann will Marif weiter. Er möchte zu seiner Schwester und dem kleinen Hoşang nach Jadidak, bevor er sich wieder in die Türkei aufmacht. Said und Mahmut möchten noch ein paar Tage im Dorf bleiben. Die anderen wollen sich in die Berge bei Rawandiz zurückziehen, wohin auch die anderen befreiten Gefangenen kommen sollten, um die dort kämpfenden Partisanen zu verstärken.

„Grüßt Nouri“, gibt Marif zum Abschied einem seiner Freunde mit auf den Weg.

„Hoffentlich haben es alle wie wir geschafft.“

Um Jadidak bequemer zu erreichen, hatte sich Marif am Tag zuvor zusammen

mit Kindern aus dem Dorf ein Floß gebaut. Zuerst hatten sie zwölf Ziegenbälge zu großen Ballons aufgeblasen, die dann zusammengebunden wurden. Auf diese Ziegenbälge hatten sie dicke Pappelstämme nebeneinandergelegt und mit festen Hanfseilen untereinander und mit den Ziegenbälgen verbunden. Ein dicker Stamm soll als Ruder dienen.

Das Wasser des Flusses Zab ist klar und erfrischend. Fische springen vor Marif in die Höhe, fallen manchmal auf sein Floß, aber er nimmt sie und wirft sie ins Wasser zurück, denn er ist satt und hat keinen Hunger. Er wird, wenn er Hunger bekommt, keine Mühe haben, sich Fische zu fangen. So viele Fische gibt es im Zab, daß ein einziger Mann an einem einzigen Tag mehrere Lasten von ihnen fangen könnte, wenn er nur wollte.

Sanfte Hügel, blond gefärbt vom satten Schein der Abendsonne, weichen immer mehr zurück. Breiter wird das Tal, auf den Wiesen weiden Schafe und Ziegen. Hinter der Uferbrüstung sieht er die Häuser von Jadidak.

Marif steuert sein Floß ans Ufer, das hier dicht mit Schilf bewachsen ist. Keine hundert Schritte von ihm entfernt spielen Kinder am Fluß. Er hört ihr fröhliches Lachen.

Er ist angekommen. Aus dem Rufen und Lachen der Kinder hört er eine ihm wohlbekannte Stimme heraus. „Hoşang“, ruft er.

Noch einmal, lauter ruft er: „Hoşang“, sieht, wie sich ein Kind aus der Gruppe der Spielenden löst, Schritte auf ihn zu macht, dann aber lauschend wieder stehenbleibt, weil es ihn nicht sehen kann.

Wieder ruft Marif den Namen des Kindes. Er tritt aus dem Schilfdickicht heraus. Hoşang schaut ihn überrascht an, schon glaubt Marif, er würde ihn nicht mehr erkennen, da schreit Hoşang auch schon seinen Namen, kommt auf ihn zugerannt, sucht in seinen Armen Schutz und sein Zuhause, weinend und immer wieder seinen Namen stotternd.

„Ich hab' dir doch versprochen, daß wir uns bald wiedersehen!“

„Ich bin so froh, daß du wieder da bist!“

Hoşang schaut Marif aus großen Augen an. Er sieht die Wunden in Marifs Gesicht. „Haben sie dir das getan?“

Marif nickt.

„Warum tun sie das?“

„Weil wir Kurden sind.“

„Bin ich auch ein Kurde?“

„Ja. Sei stolz darauf.“

„Ich möchte sein, was du bist.“

„Schon gut, Hoşang. Komm jetzt.“

Er nimmt den Jungen bei der Hand.

„Darf man nicht Kurde sein?“

„Sie wollen es nicht. Weil sie wissen, daß sie uns unser Land gestohlen haben. Sie denken, wenn niemand mehr weiß, daß es uns Kurden gibt, wird niemand mehr sagen können, daß sie uns das Land gestohlen haben.“

„Gibt es so viele Kurden, daß sie dann keinen Platz mehr für sich hätten?“

„Nein. Sie haben auch ihre Länder. Sie brauchen unser Land gar nicht. Aber sie glauben, wenn sie unser Land haben, sind sie noch mächtiger.“

„Ich habe auch ein Lied gelernt“, sagt Hoşang. „Soll ich es dir vorsingen?“

Er wartet Marifs Antwort gar nicht mehr ab, sondern beginnt zu singen. Schon nach wenigen Takten stimmt Marif mit ein, und sie singen zusammen das Lied der Freude:

„Tanz auf der Klippe, Erdgesang. Brachvogelruf im Regenmorast. Quellend stürzendes Wasser — erdgetrübt. Trompetengeschrei der Eselhengste lockt die Wölfe. Rauch auf dem Morgentau. Erdgeruch. Widder bellen über die Herde, der Büffel grunzt noch erdbesuht, Hundegeläut weckt die Sonne.“

# IV.

## *Das Gleichnis.*

Es war der Tag der Unglücklichen. Es war die Zeit der Esel. Einige Esel waren Schahinschah (Könige der Könige), andere waren Sultane und Scheichs. Sie waren von gelben Nachtigallen umgeben. Tag und Nacht hörte man die Stimmen männlicher Esel.

Rote Blumen waren auf dem Boden unter den Füßen zerrieben. Der Windhund ohne Rücken und Titel war Wissenschaftler. Die schwarzen Esel ritten auf Pferden, Villas und Sherays waren Plätze für Hunde. Und der Platz für Elefanten war der Hühnerstall. Auf dem Thron spazierten Frösche und Schildkröten. Das Dasein der Erde war für Unwissende. Alle Löwen und Tiger waren gefangen. Jeder von ihnen hatte eine schwere Kette am Bein. Für sie waren Gefängnisse mit vier Treppen gebaut. Schwert und Lüge und Geschichte waren an der Tagesordnung.

Jugendliche waren verstreut, ohne Stimme.

Die Freude war die Freude der Fürsten, und Ehre konnte man für Geld kaufen.

Hinter dem blauen Meer war Weinen und Schreien.

Das Land war unter die Füße des Bären geraten.

Kein Bleistift, kein Heft, keine Kunst, keine Wissenschaft. Die Zeit war die Zeit des Schahinschah und der heiligen Amulette. Diejenigen, die nicht einver-

standen waren mit den Baumwollstoffen als Hemd und Hose, mußten auf der Straße wohnen.

Es gab viele Hungrige. Für ein Stück Brot mußten sie sterben. Es gab einige, die unter vielem Fleisch sich Fleisch auswählten. Die Arbeiter wünschten sich Schuhe; die Bauern wünschten sich ein Stück Boden. Aber die Schuhe, die Erde und der Boden waren für die Aḡas und Begs und Prinzen bestimmt. Die Welt war für diese Esel ein Picknick. Einige von ihnen waren Scheichs und Aḡas, einige waren Staatsminister.

Institut kurde de Paris



# V.

*„Von ihrer Mutter erbat ich sie. Die sagte, mein Mädchen ist noch zu klein. Da sagte ich, ich werde dich erschießen. Von ihrem Vater erbat ich sie. Der sagte, faß sie beim Arm und nimm sie, wenn sie zum Wasser geht. Zum Melle hab' ich sie gebracht, der sprach, ich kann euch nicht vermählen. Zum Bürgermeister brachte ich sie. Der sprach, ich kann euch keinen Stempel geben. Ich brachte sie zum Standesbeamten. Der sprach, ich kann euch nicht registrieren.“*

Seit Wochen nun wartet Memo schon auf eine Nachricht von Marif, der doch angekündigt hatte, in nächster Zeit noch einmal nach Mezraa zu kommen, um hier mit seinem Vater über eine bessere Zusammenarbeit der kurdischen Widerstandsgruppen im Irak und in der Türkei zu sprechen. Auch war Memo davon ausgegangen, daß die irakischen Peshmergas auf ihrer Flucht vor der erwarteten Großoffensive der irakischen Elitetruppen sehr schnell in Mezraa auftauchen würden. Aber noch hat niemand Nachricht, auch sein Vater nicht, daß diese Großoffensive bereits stattgefunden hat.

Oft spricht er mit Semdo darüber, der nun endgültig nicht mehr zurück auf das Internat nach Diyarbakir gehen wird, von wo er wieder einmal ausgerissen ist, weil die Lehrer ihm mit Gefängnis gedroht haben, sänge er nur noch ein einziges Mal ein kurdisches Lied, behauptete er nur noch ein einziges Mal, ein Kurde zu sein, ja: dächte er nur noch ein einziges Mal wie ein Kurde.

Seit ein paar Tagen hat Memo noch andere Sorgen. Es geht um seinen Bruder, der sich keinen Rat mehr weiß. Mustafa hat alles versucht, Leylas Eltern umzustimmen, aber der Vater des Mädchens will immer noch nicht seine Einwilligung zur Heirat geben.

Memo spricht seinem Bruder Mut zu: „Seit drei Wochen warten wir darauf, daß ihr endlich heiratet. Komm, wir gehen noch einmal zusammen zu Leylas Vater.“

Mustafa zuckt mit den Schultern: „Abduhl Bewaren kannst auch du nicht umstimmen. Dreißigtausend Lira will er für seine Tochter haben!“

„Dreißigtausend?“

„Ja. Hast du das Geld?“

Memo schüttelt den Kopf. „Ich würde einfach hingehen und Leyla entführen!“ Sein Bruder schüttelt den Kopf. So etwas wäre Memo zuzutrauen. Aber was würde dann geschehen? Die Bauern würden kommen und Leyla zurückholen. Und Blut würde vielleicht fließen.

„Er will dreißigtausend Lira haben. Denn Leyla, sagt er, sei die Schönste weit und breit. Und das stimmt. Und sie ist seine beste Arbeitskraft. Wenn sie weggeht, hat er niemanden mehr, der seiner Frau im Haushalt hilft. Der mit auf dem Feld arbeitet.“

„Was sagt denn Leyla?“

„Sie liebt mich. Manchmal treffen wir uns heimlich drüben am Fluß. Sie kann ja nicht so oft aus Kovankaya weg. Und in ihrem Dorf haben wir keine Gelegenheit, uns alleine zu treffen. Sie hat schon oft mit ihrem Vater gesprochen, ja, sie hat ihn sogar schon daran erinnert, daß die Frauen in Ankara sich ihre Männer auch selbst suchen. Aber ihr Vater antwortet nur, daß es kurdischer Brauch sei, daß die Väter die Männer für die Töchter aussuchen. Und daß die Männer sich ihre Frauen kaufen müssen. Ihre Mutter hätte ja nichts gegen eine Heirat einzuwenden. Aber sie ist auch nur eine Frau. Und Leylas Vater ist eben der Meinung, die Frauen wären nur dazu da, im Haushalt zu arbeiten, Kinder zu bekommen und sie großzuziehen. Basta.“

„Das sind aber keine schönen Aussichten für die Zukunft“, wirft Memo ein. Auch Mustafa ist nun aufgestanden. „Würde ich Leyla einfach entführen, müßte ich mit ihr irgendwo hingehen, wo uns niemand kennt. Wir sind doch Kurden. Und die Kurden aus Leylas Stamm, das weiß ich, würden sich rächen. Und es gibt in der ganzen Türkei keinen Platz, wo man mich mit Leyla unbehelligt leben ließe.“

„Kurden haben ein sehr empfindliches Ehrgefühl“, sagt Memo.

Mustafa nickt. „Wirklich“, sagt er, „ich bin stolz, ein Kurde zu sein. Aber wir müssen endlich begreifen, daß wir heute leben, heute, in diesem Jahrhundert. Und wenn wir den Frauen Waffen in die Hand geben, damit sie mit uns Männern gegen die Unterdrücker kämpfen, müssen wir ihnen auch erlauben, sich ihre Männer selbst auszusuchen.“

Seine Stimme ist laut geworden. Jäh unterbricht er sich, wischt sich mit dem Handrücken über die Augen und sagt: „Ich gehe runter an den Fluß. Ich muß alleine sein.“

Memo, bestürzt über den Gefühlsausbruch seines Bruders, wendet sich rat-suchend an den Vater, der dem Gespräch bisher stillschweigend zugehört hat: „Warum kann Mustafa Leyla nicht heiraten? Liegt es wirklich nur am Geld?“ „Leider. Wir Yezidi-Kurden haben uns selten an diesen Brauch gehalten. Deshalb wurden wir früher als Heiden, als Teufelsanbeter beschimpft. Seit Jahren versuchen wir, es auch den anderen Stämmen klarzumachen, daß dieser Brauch dumm ist! Wieviel Unglück er über die Menschen bringt! Drüben in Zoraya haben sich zwei Mädchen das Leben genommen, weil sie von ihren Eltern an alte Grundbesitzer verkauft wurden. Aber dieser Brauch hat seine Ursache. Schau, Memo, hier bei uns sind alle arm. Wir sind dazu da, für die Großgrundbesitzer, für die Aǧas, möglichst viel zu arbeiten. Und wenn wir Glück haben, bekommen wir alle paar Monate mal einen Sack Korn zum Lohn. Und je mehr Kinder wir haben, desto mehr Arbeitskräfte können wir dem Aǧa anbieten. Und desto mehr Korn können wir vom Aǧa bekommen. Deshalb müssen die Frauen die Arbeiten zu Hause machen. Sie müssen dort den Müttern und Großmüttern bei der Arbeit helfen. Und sie müssen schön sein. Je schöner sie sind, desto höher ist der Brautpreis, den der Vater fordern kann. Die Töchter sind der Sparstrumpf der Väter. Nur wer Töchter hat, wird als armer Bauer auch einmal Bargeld bekommen.“

Memo schaut schweigend zu Boden. „Mustafa hat Angst vor der Rache des Stammes“, sagt er dann. „Ich würde sie einfach entführen. Das ist der einzige Ausweg. Und wenn Mustafa sie entführt und wir Leyla hier bei uns Gastfreundschaft gewähren, wird keiner sie zurückholen, denn wir werden sie mit unserem Leben verteidigen, oder?“

Sein Vater zuckt mit den Schultern. „Vielleicht hast du recht. Aber Kurden sollten in dieser Zeit nicht das Blut von Kurden vergießen, denn unsere Feinde sind mächtig.“

Mustafa und Memo hocken zusammen am Fluß.

Dichter Nebel steigt aus den Tälern des kurdischen Berglandes auf. Semo wirft flache Kieselsteine ins Wasser, ohne den Ehrgeiz zu haben, sie springen zu lassen.

„Es ist doch ganz einfach“, sagt Memo zu seinem Bruder. „Wir reiten einfach hinüber ins Dorf. Bald wird es noch dunkler geworden sein, niemand wird uns sehen. Und dann holen wir Leyla!“

„Du bist verrückt! Was glaubst du, was ihr Vater machen wird!“

„Willst du Leyla haben oder nicht!“

„Ja doch! Aber wenn wir sie uns holen, werden sie doch sofort wissen, wo sie Leyla zu suchen haben!“

„Eben nicht!“

„Semdo?“

Sie haben Semdos Kommen nicht gehört. Semdo nickt Memo zu. „Alles klar!“

„Na also!“ Memo klopft seinem Freund auf die Schulter.

„Was ist klar?“ will sein Bruder wissen.

„Semdo war beim Stammesältesten.“

Semdo nickt. „Er hat mir versprochen, Leyla bei sich wie eine Tochter aufzunehmen. Sie werden sie also bei dir vergeblich suchen!“

Ungläubig schaut Mustafa auf Semdo. „Ihr meint, wir sollten wirklich einfach hinreiten und sie holen?“

Die beiden Freunde nicken.

„Es sei denn, du hast das Geld zusammen!“ sagt Memo.

„Oder du willst Leyla gar nicht so sehr?“ meint Semdo.

Mustafa springt auf. „Und ob ich sie will! Und wenn ich sie nicht anders bekomme . . .“

„So viel Geld wirst du nie auftreiben!“

„Ja. Kommt! Wir holen die Pferde!“

Mustafa packt seinen Bruder bei den Schultern. Er hat das Gefühl, mit diesem Entschluß sei eine große Last von ihm genommen.

„Wenn der Stammesälteste auf meiner Seite ist, wird sich Abdul Bewaren es vielleicht überlegen.“

Memo nickt.

„Berde em herên — Laß uns gehen!“

Mustafa schaut auf seine Uhr. Dann rennen sie los. Sie dürfen nicht zu spät in Leylas Dorf kommen, sonst sind dort die wilden Hunde los, die nachts zur Sicherheit freigelassen werden und über jeden Fremden herfallen, der sich dem Dorf auch nur zu nähern wagt. In wenigen Minuten haben sie die Pferde gesattelt, und dann galoppieren sie durch die neblige Dämmerung.

Gleich hinter Mezraa nehmen sie den kleinen Saumpfad, der in die Berge führt. Die Gipfel des Termo-Dağh und des Mamemusa-Dağh sind schneebedeckt und ragen wie Statuen in den diesigen Himmel. Der Weg ist steil und schmal. Jeder Fehltritt kann gefährlich sein. Aber die Pferde gehen mit traumerwandlerischer Sicherheit.

„Schneller! Schneller“, mahnt Memo, kaum haben sie die Straße erreicht, die in Leylas Dorf führt.

Angefeuert von den lauten Stimmen ihrer Reiter, galoppieren die Pferde los.

Ihre Hufe scheinen den Boden kaum noch zu berühren. Memo schreit wild auf, erinnert sich an die Geschichten der Alten, die von ebensolchen Jagden erzählen aus einer Zeit, als die Kurden noch ihre eigenen Herren waren.

Leyla steht vor dem Haus ihres Vaters. Sie sieht Kindern zu, die auf der Straße spielen. Die Gesichter der Kinder sind fahl und grau. Ihre Haare sind strähmig. Trotz der abendlichen Kälte laufen sie barfuß.

Leyla erschrickt. Jemand ruft ihren Namen. Sie schaut sich um. Memo sieht hinter der Ecke des Nachbarhauses hervor und winkt ihr heftig.

Leyla blickt ängstlich um sich. Aber ihr Vater ist nirgendwo zu sehen. Sicher hockt er noch im Holzzuber, den seine Frau mit heißem Wasser gefüllt hat. Sie schlendert, als habe sie kein Ziel, zum Nachbarhaus hin, stellt sich an die Ecke, als ruhe sie sich nur einen Moment aus.

„Memo?“

„Ich bin's. Mustafa!“

„Du?“

„Bleib stehen und schau dich nicht nach mir um. Tu so, als wäre ich gar nicht da. Und hör mir zu. Memo, Semdo und ich sind gekommen, dich zu holen!“

Leyla erstarrt, wagt plötzlich kaum noch zu atmen.

„Komm mit mir in unser Dorf“, sagt Mustafa.

Leyla antwortet nicht. Sie tastet mit der Hand an der Hauswand entlang, erreicht die Ecke und spürt plötzlich die Hand Mustafas.

„Ich kann nicht mit dir kommen“, sagt sie.

„Du mußt, wenn du mich liebst!“

„Ich liebe dich. Aber unsere Wege sind weit. Und auf meinem Weg stellt mein Vater eine Falle auf.“

„Sie wird nicht zuschnappen. Memo und Semdo warten unten am Ende der Straße mit Pferden auf dich. Auch ich werde dort sein. Ich warte dort auf dich. Aber komm, bevor sie die Hunde loslassen. Komm!“

„Ich kann nicht!“

Abrupt zieht Leyla ihre Hand zurück. Dann geht sie entschlossenen Schrittes auf ihr Elternhaus zu, zögert einen Moment, tritt dann ein.

„Was ist los mit dir, Kind?“ will ihre Mutter wissen.

„Nichts.“

Leyla küßt ihrer Mutter die Hände und die Füße, umarmt ihre kleinen Geschwister, umarmt auch ihren Vater, der gerade ins Zimmer kommt, und sagt:

„Ich geh' nur noch die Hühner füttern und dann ein wenig spazieren.“

Schnell wendet sie sich ab, denn ihre Augen füllen sich mit Tränen. Schluchzend verläßt sie das Haus, in dem sie siebzehn Jahre lang gelebt hat.

Aber dann faßt sie sich wieder. Sie geht hinters Haus, wo im Garten die Hühner schon wütend gackernd auf ihr Futter warten, streut ihnen Hirse hin, schließt das Gatter sorgfältig wieder ab und geht dann wie eine Spaziergängerin zum Dorfende.

Mustafa tritt aus dem Schatten eines Olivenbaumes hervor.

Wortlos umarmen sich die beiden. Semdo sagt: „Nimm mein Pferd. Ich bleibe hier. Dann wissen wir wenigstens, wie es dein Vater aufnehmen wird.“

Mustafa ist dagegen, daß Semdo im Dorf zurückbleibt. „Sie werden dich totschlagen, wenn sie erfahren, daß du bei Leylas Entführung mitgemacht hast.“

„Sie werden es nur erfahren, wenn du im Warten verharrst.“

Memo nickt. „Semdo schafft das schon. Los, komm!“

Semdo hilft Leyla aufs Pferd, dann preschen die drei davon.

Semdo geht ins Dorf zurück. Hunde bellen. Er geht zum Haus von Leylas Eltern, klopft dort an und bittet die Frau, die ihm aufmacht, um ein Glas Wasser.

„Ich komme aus der Schule und muß noch nach Mezraa“, sagt er, lehnt auch das Angebot der Frau nicht ab, doch zum Abendessen zu bleiben. Zumal ihn auch ihr Mann, Leylas Vater, zum Bleiben einlädt. Gastfreundschaft ist unter Kurden selbstverständlich.

„Meine Tochter wird gleich kommen“, sagt er. „Sie wird uns einen Tee aufbrühen.“

Er bietet Semdo eine Zigarre an. „Bist du nicht der Sohn des Bauern Mercan, der dem Ağa von Mezraa einmal das Leben gerettet hat?“

Semdo nickt.

„Und du besuchst eine höhere Schule?“

Wieder nickt Semdo. Mustafa und Leyla werden bestimmt schon den Saumpfad erreicht haben, denkt er.

„Wo bleibt bloß Leyla?“

Der Mann steht auf, geht hinaus auf die Straße, ruft Leylas Namen.

Keine Antwort. Nur Hunde bellen.

Auch die Mutter ist aus dem Haus getreten, kommt nach einer Weile aus dem Garten zurück und sagt: „Die Hühner hat sie gefüttert, aber im Garten ist sie auch nicht.“

„Sicher wird sie sich wieder mit Mustafa herumtreiben!“ donnert der Vater und schreit erneut ihren Namen. Immer wieder ihren Namen rufend, geht er

die Straße hinunter bis ans Ende des Dorfes, wo ihm ein alter Bauer auf einem Esel entgegenkommt.

„Suchst du deine Tochter? Die jagte vorhin auf einem Pferd an mir vorbei. Mit zwei Männern. Ich glaube, die ist . . .“

Die letzten Worte versteckt der Alte hinter einem Kichern, das Leylas Vater noch wütender macht. Er kommt zum Haus zurück. Er zerrt seine Frau von der Straße.

„Wie kann ich weiterleben“, jammert er, „wie kann ich weiterleben, nachdem ich vor aller Augen blamiert worden bin?“

Er schreit immer lauter, bis das ganze Dorf zusammengelaufen ist. Die Männer stoßen wilde Flüche aus, aber die Frauen lächeln insgeheim über die mutige Brautwerbung Mustafas. Denn so will es die Tradition: Ein Mann, der ein Mädchen entführt, braucht es nicht zurückzubringen. Und der Vater des Mädchens hat sich dann mit dem Bräutigam zu einigen, oder aber er muß Rache nehmen für die erlittene Schande.

Leylas Vater schwört Rache.

Einige Bauern versuchen ihn zu beruhigen. „Es ist Allahs Wille. Gib sie ihm zur Frau“, sagt ein weißhaariger Greis.

Leylas Vater ist wütend. „Dieser Kerl hat Leyla nicht ohne Wissen seines Vaters entführt. Dieser Abdul Kerim achtet weder Brauch noch Sitt!“

„Sei nicht ungerecht! Und denk auch mal an deine Tochter!“ mahnt der Greis. Aber schon bald muß auch er einsehen, daß hier alles Zureden zwecklos ist. Laut beklagt Leylas Vater die Schmach, die ihm widerfahren ist. Bis in die tiefe Nacht hinein steht er vor seinem Haus auf der Straße und führt wilde Reden. Allmählich richtet sich sein Zorn auch gegen die Bewohner seines eigenen Dorfes, die ihm, je weiter die Nacht fortschreitet, immer öfter zu verstehen geben, daß er, der alte Dickkopf, endlich in seiner Tochter seinen Meister gefunden habe. Niemand ist bereit, ihm nach Mezraa zu folgen, um dort im Hause Kerims alles kurz und klein zu schlagen, auch wenn sie ihm beipflichten, daß er es nicht einfach so hinnehmen könne, der einzigen Stütze seines Alters und seiner einzigen Möglichkeit, noch zu etwas Geld zu kommen, beraubt worden zu sein.

Es dauert lange, bis sich Leylas Vater müde geschrien hat. Schließlich geht er aber in sein Haus zurück, sieht dort Semdo an seinem Tisch sitzen, der eingeschlafen zu sein scheint, und weckt ihn mit einem Schlag: „Du bist auch aus Mezraa. Verschwinde hier!“

Seine Frau versucht ihn zu beruhigen. „Aber es ist doch tiefe Nacht.“

„Nichts da. Er soll verschwinden. Und du kannst allen in Mezraa sagen, daß ich mich rächen werde, verstanden?“

Semdo nickt. „Und ich werde auch allen in Mezraa sagen, daß euch nicht einmal die Gastfreundschaft heilig ist. Kurden haben früher sogar ihre Feinde bewirtet, kehrten sie als Gäste ein. Ich aber bin nicht einmal euer Feind.“

„Du bist aus Mezraa!“

„Und? Abdul aus Mezraa und Kefir aus deinem Dorf wurden von den türkischen Soldaten zusammengebunden, bevor man sie erschoss. Und zusammengebunden hat man sie verscharrt. Ich werde mich aufmachen, ihr Grab zu suchen, um sie auseinanderzuschneiden, damit Kefir aus deinem Dorf nicht mit Abdul, seinem Feind aus Mezraa, im Grab liegen muß.“

Eine Antwort wartet Semdo nicht mehr ab. Er verläßt das Haus.

„Ich bringe dich aus dem Dorf“, sagt Leylas Mutter und wirft sich ein goldbesticktes Tuch über. „Sonst fallen dich die Hunde an!“

Semdo nickt ihr dankbar zu.

Sie begleitet ihn bis zum Saumpfad. Semdo hat einen beschwerlichen Weg vor sich.

„Wenn du meine Tochter siehst“, sagt sie zum Abschied zu Semdo, „dann sag ihr, daß ich froh bin, weil sie sich verabschiedet hat. Glück wünsche ich ihr. Glück.“

Und sie wendet sich ab und geht schweren Schrittes ihren Weg zurück.

Ihr Mann, Abdul Bewaren, erwartet sie schon. Er baut sich vor ihr auf: „Was hattest du mit dem Jungen aus Mezraa zu besprechen?“

Seine Frau schüttelt den Kopf: „Nichts. Ich habe ihn gebeten, unserer Tochter Glück zu wünschen!“

Bewaren lacht auf: „Glück? Im Haus dieses Räubers?“

„Kerim ist kein Räuber! Sicher hat er nichts vom Vorhaben seines Sohnes gewußt. Du kennst ihn doch!“

Bewaren wird nachdenklich. Er beginnt, unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen.

*Oben links: Die Kurden, die in der Nähe von Idil von türkischen Jandarmas ermordet wurden*

*Oben rechts: Bauern aus Mezraa, kurz bevor sie das Dorf verlassen müssen*

*Unten: Kurden, vor dem Kampf gegen irakische Soldaten*







„Vielleicht kommt er, um nochmals mit dir zu verhandeln?“ wendet seine Frau ein.

„Verhandeln? Er kennt den Preis!“

„Sei doch vernünftig! Er ist Kurde wie wir. Und arm wie wir. Wie soll er jemals dreißigtausend Lira aufbringen können?“

Bewaren bleibt stehen.

„Du könntest recht haben. Sicher wird er kommen, um mit mir zu sprechen. Laß uns schlafen gehen.“

Am nächsten Tag, die Sonne scheint mild durch diesige Nebelschleier, steht Bewaren vor seinem Haus. Die Bitte seiner Frau, doch das Loch für die Tonkrüge mit den Vorräten hinten im Garten zu graben, hat er abgeschlagen. „Ich habe Wichtigeres zu tun.“

Aber niemand im Dorf bleibt bei ihm stehen, um mit ihm über das Schicksal seiner Tochter zu sprechen. Immer deutlicher muß Bewaren erkennen, daß er kaum Unterstützung finden wird, wenn er versuchen sollte, seine Tochter mit Gewalt zurückzuholen.

Und dann sieht er Kerim kommen.

Kerim hat dem Hengst Sudi statt des Sattels eine reich bestickte Decke aufgelegt. Er kommt in Begleitung zweier Bauern die Straße hochgeritten.

Bewaren weiß, daß Kerim gekommen ist, um mit ihm zu verhandeln. Er ist froh darüber, denn längst hat er eingesehen, daß er alleine, ohne Unterstützung aus seinem Dorf, nichts gegen die Sippe der Kerims ausrichten kann.

Sie wollen also auch, so folgert er, keinen Kampf. Also begibt er sich in sein Haus, wo er die Besucher erwartet.

„Wir wollen nicht streiten“, sagt Kerim. „Wir sind gekommen, um zu vermitteln. Und du weißt, daß ich Mustafa und Leyla niemals trennen kann. Ich kann dir Leyla nicht zurückschicken, weil sie es nicht will.“

„Wollt ihr trinken?“

„Ja.“

Leylas Vater gießt seinen Besuchern Tee ein.

„Viel Zucker, bitte!“

*Oben links: Kurdische Nomaden aus einem Dorf bei Derik bei der Hirselese*

*Oben rechts: Getrockneter Ochsenmist. Heizvorrat für den Winter*

*Unten links: Ein typisches kurdisches Dorf*

*Unten rechts: Der kurdische Märchenerzähler Mohammed aus Derik*

„Wie war die Ernte bei euch?“ fragt Kerim, um das Gespräch erst einmal auf allgemeinere Themen zu lenken.

Seine beiden Begleiter schweigen, sitzen teilnahmslos da und trinken in kleinen Schlucken ihren Tee.

„Nicht schlecht. Wir haben Äpfel, Maulbeeren und Kirschen geerntet. Aber neun Zehntel hat sich Mahmut Kebul genommen, und für den Rest wollen wir Medizin einkaufen.“

„Bei uns hatten die Weintrauben blauen Schimmel. Wir mußten einen Teil der Ernte vernichten, und jetzt wird es schwierig mit dem Pekmez-Alat. Der eingedickte und in der Luft getrocknete Saft gekochter Weintrauben und Maulbeeren wird für den Winter nicht reichen.“

„Und wir haben den Tierarzt von Selimoglu angeschrieben, weil er uns helfen soll. Unsere Schafe haben die Schafspocken. Aber bis heute haben wir noch keine Antwort bekommen.“

„Bei uns war es auch so. Zwanzig Schafe hatten die Schafspocken. Und ein Haufen Ziegen hatte den Milzbrand. Niemand kam, um die Tiere zu impfen. Sie sind alle eingegangen.“

„Als unter den tausend Schafen des Ağa von Diyarbakir ein paar Pockenfälle auftraten, haben sie aus Ankara eine Kiste mit Serum hergeflogen. Keines seiner Schafe ist eingegangen.“

„Jaja. Aber der Ağa aus Diyarbakir duzt sich auch mit dem Präsidenten.“

„Eben. Und der Großgrundbesitzer Bucak, bei dem unser Nachbar Fahmi arbeitet, der ließ sich, als sein Weizen vom schwarzen Schimmel befallen wurde und als seine Arbeiter Cholera hatten, aus Istanbul Sprühmittel kommen. Seinen Weizen hat er damit gerettet, aber nichts hat er kommen lassen für seine Arbeiter. Zwei sind an der Cholera gestorben, weil niemand sich um Impfstoff gekümmert hat.“

Abdul O. Kerim schweigt einen Augenblick. Er sieht den Zeitpunkt gekommen, dem Gespräch die entscheidende Wende zu geben. Er räuspert sich kurz. Dann spricht er:

„Ich achte es, daß du Mustafa nicht als deinen Schwiegersohn sehen willst. Aber du mußt wissen, daß deine Tochter nie von ihm lassen wird. Drum laß uns doch zusammen die Hochzeit unserer Kinder ausrichten. Und ich verspreche dir, es wird ein Fest werden, wie es die Welt noch nie gesehen hat!“  
Es wird still im Raum.

Leylas Vater überlegt lange, bevor er antwortet.

„Einer aus Mezraa“, sagt er, „der Sohn des Bauern Mercan, der gestern auf seinem Weg nach Hause hier Rast gemacht hat, erinnerte mich gestern daran,

daß einer aus deinem Dorf zusammen mit einem aus meinem Dorf von Türken erschossen wurde. Ich habe drüber nachgedacht. Und ich will auch das Glück meiner Tochter nicht zerstören. Ich will auch nicht gegen das Glück zweier Kinder kämpfen, während wir hier um unser täglich Brot kämpfen müssen, während wir jeden Tag damit rechnen müssen, daß die Soldaten kommen und uns die Häuser überm Kopf anzünden, nur weil wir Kurden sind.“

Die beiden Männer reichen sich die Hände. Leylas Mutter, aus deren Augen Kerim freudige Zustimmung abliest, gießt Tee aus Rize nach.

„Mit viel Zucker“, sagt Kerim.

Sie schiebt ihnen das kleine Päckchen mit gelbem Helva zu. Jeder der Männer nimmt sich ein Stück, läßt es auf der Zunge zergehen und nimmt dann einen Schluck Tee.

„Ich habe fünfzehntausend Lira aufbringen können“, sagt Kerim.

Einen Moment lang ist Bewaren versucht, zu handeln.

Aber Kerim stoppt ihn: „Außerdem werde ich für die zwei das Haus des Bauern Yussuf kaufen, das leer steht, seit er in den Westen gezogen ist.“

Bewaren nickt. „Und die Hochzeit richtest du auch aus?“

„Ja. Ich verspreche dir noch einmal: Es wird eine Hochzeit werden, wie sie unser Dorf noch nie erlebt hat!“

Sie sprechen noch lange über die Hochzeit.

Sehr spät erst verabschieden sie sich. Als Kerim und seine beiden Begleiter das Haus verlassen, stehen Kinder und Männer des Dorfes um sie herum und klatschen in die Hände, froh darüber, daß Friede herrscht zwischen den Stämmen der Jirkis und Mamkhorans.

Auch Leyla und Mustafa sind froh, als sie die Nachricht bekommen, mit Zustimmung von Leylas Eltern heiraten zu dürfen. In ganz Mezraa bricht Jubel aus. Memo holt seine Saz aus einer hölzernen Truhe und spielt zum Tanz auf. Gemeinsam mit Leyla und Mustafa tanzen die Bauern und Frauen von Mezraa den Tanz der Freundschaft und Liebe.

Bis tief in die Nacht hinein tanzen sie. Als sich alle Gäste verabschiedet haben und Memo seine Saz wieder in der Truhe verstaut hat, stößt er seinem glücklich strahlenden Bruder in die Seite und meint: „Das wird eine Hochzeit werden, was Bruder? Mal sehen, wer der Brautführer wird.“

Mustafa nickt. „Morgen abend feiern wir das Zuckerbrechen. Hoffentlich wird einer von euch, Semdo oder du, Sieger.“

Am nächsten Tag heißt es für Mustafa, sich erst einmal wieder von seiner Braut zu verabschieden. Denn Leylas Vater ist gekommen, um seine Tochter wieder in sein Haus zurückzuholen, wo sie bis zur Hochzeitsfeier von ihrer Mutter auf die Pflichten einer Ehefrau vorbereitet werden soll. Abends versammeln sich Mustafas Freunde.

„Wer holt den Zucker?“

„Memo bringt ihn doch schon!“

Memo bringt ein langes Stück Zucker, in das ein kleines Stück Zucker eingeschlossen ist. Wer dieses kleine Stück findet, wird Sadiç und hat so die Verantwortung für die gesamte Hochzeit zu übernehmen.

Mustafa zerbricht die Zuckerstange in kleine Stücke, die er dann unter seine Gäste wirft.

„Hier, ich habe es“, schreit Seyithan und hält das kleine Zuckerstück hoch.

„Du hast es gehabt“, schreit da Derim, ein junger Bauer, und nimmt dem verdutzten Seyithan das Zuckerstück aus der Hand.

Seyithan will sich auf ihn stürzen, zögert aber, als er merkt, daß alle Anwesenden mit der Wahl Derims zum Sadiç einverstanden sind.

Wein und Raki wird aus der Küche geholt, dem die jungen Männer kräftig zusprechen. Es dauert nicht lange, bis sie nacheinander in tiefen Schlaf fallen.

Die Tage bis zur Hochzeit vergingen wie im Flug. Memo hat die Hoffnung, Marif würde noch rechtzeitig zu der Hochzeit seines Bruders erscheinen, aufgeben müssen.

Auf dem Dorfplatz von Mezraa haben sich über dreihundert Gäste eingefunden, angelockt von Trommelwirbel und den Klängen der Saz.

Das ist eine andere Hochzeitsfeier als dies wohlorganisierte Fest des Sohnes des Großgrundbesitzers vor einem Jahr. Damals waren sogar Einladungskarten verschickt worden, die — da der Text türkisch abgefaßt war — von keinem Kurden gelesen wurden. Und natürlich hatte auch kein Kurde an der Hochzeitsfeier teilgenommen, sehr zum Ärger des Ağa. Noch heute lacht man darüber.

Zu Mustafas und Leylas Hochzeit sind über dreihundert Gäste nach Mezraa gekommen. Viele hatten sich mit den Männern des Dorfes auf den Weg zum Brauthaus gemacht, um dort Leyla abzuholen. Frauen folgten tanzend dem Zug.

Derim, der Sadiç, war in das Brautzimmer getreten und hatte Leyla gefragt, ob sie bereit sei.

Sie hatte ja gesagt.

Ihre Antwort war leise gewesen, das Schluchzen ihrer Mutter und die besorgten Blicke ihrer Geschwister und Freundinnen hatten sie unsicher gemacht.

Aber sie hatte sich über die Geschenke, die Derim im Namen des Bräutigams übergab, sehr gefreut.

Leyla trägt ein rot-goldenes Kleid, das bis zu ihren schmalen Knöcheln herunterreicht. Über dem seidenen Rock hat sie eine schwarze Bluse aus Bagdad-Seide gezogen, die mit feinen silbernen Streifen bestickt ist. Ein kleiner, silberfädengeschmückter Schleier verdeckt ihre roten Wangen, die vor Aufregung glühen. Und dann, nachdem sich alle noch mit Henna, der roten Farbe des Glücks, das Haar und die Hände gefärbt haben, haben sie sich alle auf den Weg nach Mezraa gemacht. Leyla schien es, als würde der um die Welt kreisende Himmel mit seinen vielen tausend Augen ihr verwundert zuschauen und ihr die schönen Sternenkranze als Geschenke darbringen.

Es ist ein fröhlicher Zug. Die Frauen werden nicht müde zu tanzen. Die Männer springen, als tanzten sie auf ihrer eigenen Hochzeit.

Trommel- und Flötenklänge lassen sich vom lauen Wind tragen.

Jubel und Freude herrscht in allen kurdischen Dörfern, durch die der Brautzug kommt.

Leyla ist noch nie so glücklich gewesen.

Sie erreichen Mezraa. Plötzlich spürt Leyla, wie etwas haarscharf an ihr vorbeizischt. Gleich darauf spürt sie das Zischen noch einmal. Erstaunt blickt sie sich um. Da sieht sie oben auf dem Dach des ersten Hauses ihren Bräutigam Mustafa, der mit Äpfeln nach ihr wirft.

Sie lacht. Sie weiß, daß er sie mit einem Apfel treffen will, weil das unendliche Glück für ihre Ehe bedeutet. Wieder holt Mustafa aus, angefeuert von den Männern des Dorfes. Geschickt wirft sich Leyla in den Wurf; der Apfel trifft sie an der Schulter. Alle jubeln auf.

Die Trommeln werden noch lauter, die Flöten wissen plötzlich noch mehr Melodien. Das Dorf feiert. In einer Reihe stehen sich jetzt Frauen und Männer auf dem Dorfplatz gegenüber; Leyla und Mustafa, geschmückt mit roten Tüchern, am Ende. Langsam gehen sie voneinander weg, nähern sich wieder. Die Hände greifen in die Luft, als suchten sie dort etwas. Und immer heftiger schlägt der Trommler die Tamur, und die Töne der Saz werden immer schriller. Und schneller werden auch die Bewegungen der Tänzer und Tänzerinnen. Sie entfernen sich voneinander, kommen dann wieder aufeinander zu, bis sie sich gegenseitig in die Hände klatschen können.

Memo, der die Feiernden mit stillem Lächeln bestaunt, beginnt zu singen.  
Seine Stimme ist klar. Er freut sich. Und schließlich hat er wesentlich dazu  
beigetragen, daß diese Hochzeit überhaupt gefeiert werden kann.

Drüben die Kurdenhäuser, es weiden Kamele.  
Sie sitzt und melkt das Schaf,  
ihre Brüste schwitzen. Ach, ach, kurdisches Mädchen,  
Zucker soll essen das kurdische Mädchen.  
Schlagt die Trommel, Trommler.

Drüben steht ein Weizensack,  
immer kämmt sie ihre Locken.  
Wenn das Mädchen sich verliebt,  
sucht und findet es den Jüngling.  
Ach, ach, kurdisches Mädchen,  
Zucker soll essen das kurdische Mädchen.  
Schlag die Trommel, Trommler.

Der Maulbeerbaum trägt Beeren,  
Blätter aber trägt er wenig.  
Wenn der Jüngling älter ist  
und das Mädchen jünger,  
schenken sie sich beim Umarmen Süße.  
Ach, ach, kurdisches Mädchen,  
Zucker soll essen das kurdische Mädchen.  
Blas die Flöte, Pfeifer!

Stunde um Stunde vergeht mit solchem Tanzen. Die Jünglinge beginnen, sich  
in Wettkämpfen zu messen. Männer und Frauen scharen sich um den alten  
Mohammed, der als Geschichtenerzähler großen Ruf genießt. Andächtig hören  
sie dem Alten zu, lassen sich nicht ablenken vom Treiben um sie herum.

Mohammeds Stimme ist brüchig:

„Als Hasan Beg vom weißen Hammel zur Herrschaft in Iran gelangt war,  
faßte er einen Unwillen gegen die Fürsten von Kurdistan und beauftragte  
Sufi Halikl und Arab Shah Beg, welche zu den vorzüglichsten Emiren der  
Tukormanen vom weißen Hammel gehörten, mit der Eroberung des Gebietes  
von Hakkari.

Sufi Chalik wartete eine Zeitlang auf eine günstige Gelegenheit, um den An-



griff gegen den Fürsten von Hakkari zu wagen. Diese bot sich ihm an einem Mittwoch dar.

Er rückte gegen Izz-eddin schir, welcher damals der Gebieter von Hakkari war. Und dieser, obgleich die Grenzwachen ihn vom Herannahen des feindlichen Heeres benachrichtigten, erklärte, es sei Mittwoch, und dieser Tag sei kein Tag des Krieges und für den Kampf gegen den Feind nicht glückbringend.

Seine Anhänger und Räte mochten ihn noch so sehr zum Kampfe anspornen, es war vergebens, so daß auf einmal Sufi Chalil und Arab Schah ihn überfielen und seinem Leben ein Ende machten. Sie entrissen der Dynastie das gesamte Gebiet von Hakkari, nahmen davon Besitz und betrauten den Volksstamm der Dombali mit der Überwachung.

Das Gebiet war eine Zeitlang der Weißen Horde überlassen. Endlich war eine Schar von Landsleuten aus dem Bezirk Diza, Bekenner des christlichen Glaubens, die man Asuri nennt, nach herkömmlichem Brauche in Erwerbsgeschäften nach Ägypten und Syrien gegangen, und als diese Leute die Eigenschaften Esed-eddins kennenlernten, vereinigten sie sich in der Ansicht, daß er der Herrschaft von Hakkari würdig und es somit angezeigt wäre, diesen Mann zu gewinnen, ihn mit sich zu nehmen und in das Gebiet von Hakkar zu bringen.

Er willigte ein. Er lebte eine Zeitlang in der Mitte des Asuri-Stammes und wartete auf eine günstige Gelegenheit. Unter den Christen jenes Bezirks herrschte der Brauch, daß sie an den Samstagen ihre Arbeit beendeten, wenn sie die Vorräte an Holz und den übrigen notwendigen Bedürfnissen nach der Festung Diza geschafft hatten. An einem Samstag nun kleidet sich Esed-edd mit einer Schar Stammesgenossen in christliche Tracht, sie stecken Waffen und Kriegsgeräte unter das Futter und Holz, binden diesen Haufen zusammen und ziehen in gewohnter Weise nach der Festung.

Als sie insgesamt eingezogen waren, warfen sie die Futter- und Holzbündel nieder, nahmen die Waffen heraus und kehrten den mörderischen Stahl gegen die in der Festung hausende Dombali-Völkerschaft, welche zum Teil getötet, zum Teil unschädlich gemacht wurde. Kurz, die mutigen Kämpfer säuberten die Festung von den Feinden, daß sie so rein wie die Herzen der Gerechten und jener war, welche nach der erhabenen Stille des Korans wie jene handeln, ‚die im Gebete um Vergebung der Sünden flehen‘. Und indem sie den Ruf: ‚Nehmt euch ein Beispiel daran, ihr, die ihr Augen habt‘, weit und breit erschallen ließen, pflanzten sie unter Jubelgeschrei von neuem das Herrscherbanner der Kurden auf die Festung Diaz auf.“

Sie merken, daß es längst dunkel geworden ist. Die Rufe der Frauen reißen sie aus den Erinnerungen.

„Laßt uns zugreifen!“ sagt Ramazan. „Ich habe übers Erzählen auch einen mächtigen Hunger bekommen!“

Und sie greifen zu. Hammel, Pekmez, mit Hirse gefüllte Rebhühner, Töpfe voll Dew, Joghurt und herbe Ziegenmilch haben die Frauen aufgetragen, und zum Nachtsch gibt es Maulbeeren, Pfirsiche, Äpfel, Granatäpfel und Trauben.

Und die Trommler und Pfeifer greifen gestärkt wieder zu ihren Instrumenten; auch die Gäste beginnen wieder, angestachelt von der Musik, zu tanzen.

Bis spät in die Nacht herrscht fröhliches Treiben auf dem Platz, der von ein paar Petroleumlampen spärlich beleuchtet ist.

„Ich kann kaum noch die Augen aufhalten“, flüstert Mustafa seiner Leyla zu. „Laß uns gehen.“

Die beiden stehen auf. Die restlichen Gäste bemerken es nicht. Derim, der Brautführer, steht ebenfalls auf, um die beiden, wie es Brauch ist, zu ihrem neuen Haus zu begleiten.

„Laß nur, Derim!“ flüstert Mustafa. „Wir finden schon den Weg. Kümmre dich um die Gäste. Der Wein hat sie ebenfalls müde gemacht.“

Bevor Derim antworten kann, hat er Leyla mit sich gezogen. Auf der Schwelle des kleinen Hauses, das Kerim für das junge Paar gekauft hat, bleiben sie stehen. Leyla setzt ihren linken Fuß etwas vor. Aber Mustafa schüttelt den Kopf:

„Ich will meinen Fuß nicht auf deinen stellen, obwohl es so Brauch ist. Ich weiß, daß wir zusammen immer alles Bittere und Süße im Leben teilen werden.“

Er stellt seinen rechten Fuß neben ihren linken. Dann überschreiten sie die steinerne Schwelle des Hauses, und nicht nur das Lärmen der zurückgebliebenen Gäste erinnert sie daran, daß es ihr Fest ist, das da bis in den frühen Morgen hinein gefeiert wird.

# VI.

*„Wenn das Schiff des Menschen im Sturme des Unglückes untergeht, dann zerbricht noch der Schatten einer Hand des Schwimmers Arm.“*

Wochen sind vergangen. Der Himmelsfürst, wie die Sonne von den Kurden des Jirki-Asirets verehrt wird, hatte schon aus Furcht vor der kalten Witterung sein Haupt in das Pelzwerk der Wolken gehüllt, die Wiesen waren verbrannt, und die Oliven- und Maulbeerbäume hatten die Zierde der Früchte und des Laubes eingebüßt. Die letzten Nomaden haben ihr Winterlager bezogen.

Auch in Mezraa ist der Alltag wieder eingelehrt. Die Luft ist klar und kalt. Memo und Semdo versuchen gemeinsam, einen Esel, der sich in den Ziegenstall verlaufen hat, auf die Weide hinauszulocken.

„Verdammter Esel“, schreit Memo. „Wenn du jetzt nicht sofort aus dem Stall herauskommst, dann behandle ich dich wie eine Ziege.“

Semdo lacht.

„Du kannst ihn ja melken.“

„Wie melkt man Esel, wenn sie sich in einen Ziegenstall verlaufen haben?“

„So wie man Ziegen melkt, die auf einer Eselsweide grasen.“

Die beiden Freunde schauen sich lachend an.

„Mustafa soll sich um den Esel kümmern.“

„Der hat anderes zu tun.“

Endlich macht der Esel Anstalten, den Weg zur Weide einzuschlagen. Memo gibt ihm noch einen Schlag aufs Hinterteil, dann hat er ihn endlich aus dem Stall.

Die beiden Freunde gehen eine Zeitlang schweigend nebeneinander her.

„Marif ist immer noch nicht gekommen.“

„Vielleicht haben ihn die Soldaten gefaßt?“

„Die fassen ihn nie.“

„Komm mit nach Hause, vielleicht weiß mein Vater heute mehr!“

Aber zu Hause erfährt Semdo, daß sein Vater sich auf den Weg nach Hakkari gemacht hat, um dort Vorräte für den bevorstehenden Winter einzukaufen. Die Zeit des stillen Todes nennen die Kurden in den Bergen den Winter, wenn die Straßen und Pfade zu den nähergelegenen Dörfern und Städten unpassierbar geworden sind und sich Erkältungskrankheiten unter den Bauern auszubreiten beginnen, besonders unter den von Hunger und Unterernährung entkräfteten Alten und Kindern. Seit Kerim vor drei Jahren bei den Partisanen in Barzan mitgeholfen hat, verwundete Krieger zu pflegen, gilt er bei den Leuten in Mezraa als Arzt. Und im Winter, wenn kein türkischer Arzt mehr den Weg in die Berge nimmt, kommen sie mit all ihren Beschwerden und Krankheiten zu ihm.

„Vor übermorgen wird er nicht zurück sein“, sagt Memos Mutter, die am Herd steht und Trauben einkocht. „Hoffentlich bekommt er alle Medikamente, die er den Winter über hier oben wieder brauchen wird.“

Semdo nickt. „Ich hasse den Winter.“

„Aber die Türken lieben ihn, weil er ihnen im Kampf gegen uns Kurden beisteht. Der Ağa von Diyarbakir wird mit Sicherheit nicht erfrieren. Er hat sich ein fünfstöckiges Haus gebaut, das über dreißig Millionen Lira gekostet haben soll.“

„Ja“, antwortet Memo. „Der wird nicht erfrieren. Der wird sich nicht auf den Ofen setzen müssen, um ein bißchen Wärme abzubekommen. Der nicht. Vielleicht wird er sogar wieder in seine Villa ans Mittelmeer fahren, wenn ihm nicht gerade lohnende Geschäfte verbieten, Diyarbakir zu verlassen.“

Memo greift sich aus der Zuckerdose ein paar Stücke türkischen Honig, von denen er auch eines Semdo anbietet. Doch der möchte sich verabschieden.

„Wir sehen uns morgen“, sagte er.

„Treffen wir uns am Fluß?“

„Es ist schon zu kalt, um am Fluß zu sitzen. Laß uns lieber in unsere Hütte an der Schafsweide gehen. Dort pfeift der Wind nicht so.“

„Gut. Dann bis morgen.“

Semdo geht. Memo verschließt sorgsam die Haustür hinter ihm und begibt sich wieder in die dunkle verräucherte Küche, wo seine Mutter immer noch im Kessel rührt.

„Wenn der Winter so hart wie der letzte wird, muß Vater aber viel Medikamente mitbringen.“

Seine Mutter nickt. „Er wird schon daran denken. Hoffentlich bekommt er Penizillin. Einem Kurden verkaufen die Türken ja nicht alles.“

„Kann ich dir noch was helfen?“

„Nein. Geh nur schlafen! Morgen müssen die Krüge mit den Vorräten für den Winter hinterm Haus eingegraben werden.“

Memo kann lange nicht einschlafen. Immer wieder muß er an Marif denken. Zwar kann er sich nicht vorstellen, daß ihm, den sie nicht umsonst den Berglöwen nennen, etwas zugestoßen sein könnte, doch macht er sich Sorgen um ihn. Und der Winter, die Kälte läßt es spüren, steht vor der Tür. Memo schlägt sich die Decken dichter um seinen Körper.

Er muß an den letzten Winter denken. Da wurde sein Vater fast jeden Tag irgendwohin gerufen. Fast jede Woche gab es einen Todesfall in Mezraa. Memo erinnert sich an den Tag, an dem er seinen Vater zum Hause der Ramazan begleitete. Drei Tage zuvor war der Bauer gestorben. Sie hatten ihn morgens im Ziegenstall gefunden, tot, erfroren, weil er versucht hatte, die ganze Nacht mit seinem Körper seine einzige Ziege zu wärmen, für die kein Platz mehr in seinem Hause war. Und an jenem Tag hatte die Bäuerin über Schmerzen geklagt. Sein Vater hatte ihr Pillen zum Einnehmen gegeben. Hatte ihr ganz deutlich gesagt, daß sie morgens eine Pille aus dem gelben Papier, abends eine aus dem blauen Papier nehmen müsse. Sie hatte ihn gebeten, leiser zu sprechen, weil sonst ihre kleine Tochter aufwachen könnte. Und sie hatte hinüber zum Bett gedeutet, wo, in Decken gepackt, die Kleine zu schlafen schien. Aber sein Vater hatte es sofort bemerkt: Das Kind war tot. Er hatte die Mutter am Arm genommen, hatte sie gezwungen, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, und dann hat er dem Kind die Decken abgenommen. Da schrie die Mutter auf. Sie sprang auf, riß dem Vater das tote, bereits starre Kind aus den Armen. Es schläft nur, es schläft nur, schrie sie immer wieder, rieb dem Kind die Wangen. Es hatte lange gedauert, bis sie von den starren Augen ihres Kindes keine Antwort mehr erwartete.

Daran erinnert sich Memo jetzt.

Und an die vielen anderen Kranken, die sein Vater im letzten Winter vergebens behandelt hatte.

Hoffentlich bekommt er genügend Penizillin, denkt er wieder und fällt in einen unruhigen Schlaf.

Abdul O. Kerim war erst nach drei Tagen aus Hakkari zurückgekehrt. Voller Wut hatte er von seinen Gesprächen mit dem türkischen Gesundheitsbeamten berichtet, der ihm nicht genügend Medikamente mit auf den Weg geben wollte, weil die Kurden, so hatte er gesagt, ja ruhig verrecken können und keinen Anspruch auf die Hilfe des türkischen Staates hätten, solange sie sich nicht als Türken fühlen.

Und Kerim hatte auch den Winter mitgebracht. Am Morgen nach seiner Ankunft war das Dorf unter einer weißen Schneedecke erwacht. Die Bauern hatten zum ersten Mal wieder ihre Haustüren vom Schnee freischaufeln müssen.

Tagelang pfeift nun schon eisiger Wind von den Bergen herab, Schnee fällt, viel zu viel Schnee. Kaum einer kann noch schlafen im Dorf, zu groß ist die Kälte, zu sehr pfeift der Wind durch die Ritzen der Häuser.

Semdo hat seinem Freund Memo geholfen, die letzten Schafe in die Ställe zu treiben. Jetzt freut er sich auf sein warmes Zuhause und auf sein Bett. Es zeigt sich, wie vorsorglich sein Vater gehandelt hatte, als er das ganze Haus im Sommer neu mit Lehm verputzte.

Plötzlich hört er einen erschreckten Ruf: „Orhan und Burhan sind verschwunden!“

Die Frau des Bauern Karaturgut, der Nachbar Kerims ist, eilt ihm dickvermummt auf der Gasse entgegen.

„Sie sind weg. Sie sind verschwunden. Hast du meine Söhne gesehen?“

Semdo schüttelt den Kopf. „Nein, wir haben sie nicht gesehen. Vielleicht sind sie bei Freunden?“

Die verängstigte Mutter verneint. „Ich habe schon überall gefragt. Sie sind nirgendwo. Niemand weiß, wo sie sind!“

„Los, komm!“ Semdo packt die Frau an den Armen und schiebt sie vor sich her zum Haus Kerims hin. Memo öffnet ihnen.

„Wir müssen ihr helfen. Ihre kleinen Söhne sind verschwunden!“

„Ja“, jammert die Mutter, „sie sind verschwunden. Niemand weiß, wo sie sind. Dabei habe ich ihnen verboten, heute an den Fluß zu gehen. Dort wollten sie hin, um zu sehen, wie weit er schon zugefroren ist. Aber wenn sie trotzdem dort sind... sie finden doch den Weg bei diesem Wetter nicht mehr!“

Memo zieht die Klagende ins Haus. „Mein Vater ist bei Orcans, der im Sterben liegt. Aber wir werden dir deine Kinder schon zurückbringen. Setz dich, und hab keine Sorgen!“

Memo drückt die Frau in einen Stuhl nahe dem Ofen. Er greift nach seiner

Felljacke, zieht sie an und holt sich das Gewehr seines Vaters aus der Truhe unterm Fenster, bindet sich zusätzlich noch ein Tuch vors Gesicht, um es so vor der Kälte zu schützen, und sagt: „Los, Semdo! An den See! Wir werden sie dort bestimmt finden!“

Schneeschauber werfen sich ihnen entgegen. Mühsam bahnen sie sich den Weg durch den tiefen Schnee.

„Wir hätten Schneeschuhe anlegen sollen!“ sagt Memo. „Aber wir können nicht noch einmal zurück!“

Sie erreichen den See. Sie rufen die Namen der Kinder, aber niemand antwortet.

„Wo könnten sie noch sein?“ schreit Memo.

„Ihr Vater hat am Berasin-Dağh Fallen aufgestellt. Vielleicht sind sie dort, um nachzusehen, ob sich etwas in den Fallen gefangen hat?“

„Dann los!“

Langsam kommen sie nur voran. Immer dichter wird das Schneetreiben. Plötzlich hören sie ein freudiges Kläffen. Kili kommt auf sie zugesprungen. Memo umarmt den Hund zärtlich, der sich schwanzwedelnd an ihn drängt.

„Wer hat dich denn laufen lassen?“

Der Hund bellt auf, macht Sprünge.

„Schon gut! Komm eben mit!“

Sie brauchen sehr lange für den Aufstieg zum Berasin-Dağh. Bei jedem Schritt sinken sie tief in den Schnee ein, Wind schlägt ihnen ins Gesicht; auch Kili hat Mühe, vorwärts zu kommen. Ab und zu bleiben die beiden Jungen stehen, um nach Luft zu schnappen. Ihre Lungen schmerzen. Die kalte Nässe sticht.

„Dort!“ schreit Memo plötzlich. „Dort oben bei der Höhle bewegt sich was! Komm, wir müssen uns beeilen!“

Als sie nach ungefähr dreihundert Metern eine Bodenkante überwunden haben, sehen sie endlich die beiden Kinder. Sofort haben sie die bedrohliche Situation erfaßt. Ein Schakal hat sich vor der Höhle in der Falle gefangen. Sein Fell ist rot, voller Blut. Wütend schnappt er immer wieder nach Orhan, der neben der Falle im Schnee liegt, regungslos, wie tot.

„Wir sind da!“ schreit Memo.

„Halt noch aus, Orhan“, schreit Semdo.

Aber Orhan reagiert nicht. Er blutet aus einer Wunde am Bein. Offensichtlich bei dem Versuch, den gefangenen Schakal mit einem Knüppel zu erschlagen, hat ihn die Bestie mit ihren scharfen Reißzähnen am Unterschenkel

erwischt. Sein Bruder Burhan steht wenige Meter entfernt von ihm, bleich, stumm, leise wimmernd.

„Geh zur Seite, Burhan“, ruft Memo und bringt sein Gewehr in Anschlag. Doch die Entfernung ist noch zu groß für einen gezielten Schuß, zumal auch mit allen Zurufen Burhan nicht dazu zu bringen ist, sich aus der Schußlinie zu entfernen. Mit letzten Kräften arbeiten die beiden sich durch den tiefen Schnee näher an die Höhle heran. Als sie bis auf zehn Schritte an die Kinder herangekommen sind, will Memo dem kleinen Burhan noch einmal zurufen, daß er zur Seite gehen soll, der Ruf bleibt ihm im Hals stecken. Er hat die Wölfe gesehen.

Von zwei Seiten kommen die Wölfe auf sie zu. Memo dreht sich um. Auch Semdo hat die Wölfe bemerkt. Die beiden Freunde erkennen den Leitwolf des Rudels, zottig und so groß wie ein Esel, der gerade über der Kante des Plateaus auftaucht.

„Wölfe!“ schreit da auch Burhan und versucht, durch den tiefen Schnee auf seine beiden Retter zuzulaufen.

Kili, der Hund, sträubt sein Fell.

Der Schakal läßt von Orhan ab. Burhan ist gerade aus der Schußlinie getreten. Memo bleibt nur wenig Zeit. Er drückt ab. Der Schakal taumelt, fällt endlich auf den Rücken, zittert noch ein wenig mit den Läufen. Dann ist er tot. Orhan rührt sich immer noch nicht.

„Was ist mit ihm?“

Panik hat Memo erfaßt. „Laß doch Kili los!“ schreit er Semdo zu.

Aber Semdo schüttelt den Kopf. „Er hat keine Chance gegen das ganze Rudel!“ schreit er zurück.

Da ist auch schon der Leitwolf auf den ohnmächtig im Schnee liegenden Orhan zugesprungen und hat sich in seiner Kehle festgebissen. Jetzt zerrt er den leblosen Körper des Jungen ein paar Schritte zurück. Memo setzt das Gewehr an und schießt. Die Kugel trifft den rechten Lauf des Wolfes. Er heult auf, sinkt langsam in den Schnee. Memos zweiter Schuß trifft ihn mitten ins Herz. Das Tier ist auf der Stelle tot.

Da beginnen die Wölfe des Rudels zu heulen. Und sie umkreisen die Menschen in immer enger werdenden Kreisen, immer näher kommen sie. Wieder feuert Memo. Ein zweiter Wolf bleibt auf der Strecke.

„Wir müssen Orhan holen“, ruft Semdo. Die Angst läßt seine Stimme schrill werden.

„Ich halte die Bestien in Schach. Hol du Orhan!“



Semdo nickt. Er weiß, daß sie sich beeilen müssen, denn bald ist es dunkel, und dann haben sie überhaupt keine Chance mehr.

Orhan liegt in seinem Blut. Tot. Der Wolf hat ihm die Halsschlagader durchgebissen. Würgen steigt in Semdo hoch. Aber er bückt sich und hebt den kleinen Körper auf. Leicht wie eine Feder ist das tote Kind! Langsam, immer darauf achtend, ja keine überraschende Bewegung zu machen, zieht er sich zu Memo zurück, der mit schußbereitem Gewehr die Wölfe im Auge behält.

Semdo möchte schreien, aber er weiß, daß er jetzt Burhan trösten muß, der auch begriffen hat, daß sein Bruder tot ist.

„Wir müssen zurück“, flüstert Memo. „In einer Stunde ist es dunkel.“

Er greift nach seiner Kugeltasche, um das Gewehr neu zu laden. Und er erschrickt. In der Eile des Aufbruchs hatte er vergessen, die Kugeltasche aufzufüllen.

„Leg Orhan hin“, flüstert er Semdo zu. „Wir müssen ihn hier liegen lassen, dann folgen die Wölfe uns vielleicht nicht. Ich habe nur noch vier Patronen. Leg ihn hin. Er ist tot. Leg ihn hin, damit wir wenigstens am Leben bleiben.“

Semdo legt Orhan sanft auf den weichen Schnee. Memo mahnt zur Eile. Aber Semdo nimmt sich Zeit. Er zieht seine Felljacke aus und legt sie über das tote Kind.

Da greift unvermittelt ein weiterer Wolf an, aber Memo hat aufgepaßt; er zielt und drückt ab. Getroffen bleibt der Wolf liegen. Aber diesen Augenblick hat auch Kili abgepaßt. Memo hat ihn im Augenblick des Schusses loslassen müssen, um beide Hände frei zu haben. Und schon stürzt sich Kili auf den verletzten Wolf, der keine Chance mehr gegen ihn hat. Der Wolf versucht noch, den Hund abzuschütteln, aber Kilis Zähne haben schon sein Rückenfell durchschlagen, er beißt sich im Rücken des Wolfes fest, dessen Wirbelsäule schließlich mit einem knackenden Geräusch zersplittert.

Doch nun stürzen sich drei weitere Wölfe aus dem Rudel auf Kili. Für den geht es nun um Leben oder Tod. Memo schreit auf. Semdo versucht, seinen Freund zurückzuhalten. Doch der geht einen Schritt auf die angreifenden Wölfe zu, die darauf nur gewartet zu haben scheinen. Denn wie auf ein Kommando stürzen sie los.

Memo bleibt ganz ruhig. „Nur keine Angst zeigen!“ denkt er und setzt sein Gewehr an und zielt.

Wieder fällt ein Wolf aufheulend in den Schnee, färbt ihn rot. Das Wolfsrudel zieht sich zurück. Nur ein mächtiger, hagerer Rüde setzt zum Sprung auf Memo an. Noch einmal drückt er ab. Mitten im Sprung trifft er den Wolf.

Aber noch immer hat sich das Rudel nicht ganz verzogen. Immer engere Kreise ziehen die Wölfe um die Menschen. Burhan weint. Mit einem Satz springt da ein junges Tier auf den Knaben zu, packt ihn am Bein.

Burhan schreit auf. Aber noch im Fallen schlägt er dem Tier mit den Fäusten in die Seite. Der Wolf läßt einen Augenblick von dem Kind ab, um dann mit neuem Anlauf nach seiner Kehle zu schnappen.

„Kili! Kili!“ schreit Memo, der nicht schießen kann, weil er Sorge hat, sonst den Jungen zu treffen.

Und Kili hört. Knurrend springt er den Wolf an, und es dauert nicht lange, bis er Sieger auch in diesem Kampf geblieben ist. Memo, der weiß, daß ihm nur noch eine Patrone geblieben ist, beobachtet die übrigen Wölfe.

„Sie ziehen sich zurück!“ flüstert er.

Semdo nickt. Die beiden schauen sich an. Kili bellt den Wölfen nach. Semdo wickelt den Leichnam Orhans tiefer in seine Felljacke und nimmt ihn auf die Arme. Memo hebt Burhan, der mit seinem verletzten Bein nicht laufen kann, auf seine Schultern.

Sie machen sich auf den Heimweg. Kili läuft ihnen ein paar Schritte voraus. Es ist dunkel geworden. Noch mehr Schnee ist gefallen; die Kälte ist noch beißender geworden. Burhan weint. Immer wieder stürzt Semdo, Orhans Leichnam in den Armen, in den Schnee.

Erst spät in der Nacht kommen sie in Mezraa an.

Im Dorf herrscht schon große Aufregung. Die Leute kommen ihnen in der Gasse entgegen. Fragen prasseln auf die beiden Jungen nieder. Sie betreten das Haus des Bauern Karaturgut. Aufschreiend wirft sich die Mutter über den Leichnam ihres Sohnes Orhan, während sich ihr Mann um Burhan kümmert. Memo erzählt, was vorgefallen ist. „Ohne meinen Hund“, sagte er, „wären wir wohl alle verloren gewesen.“

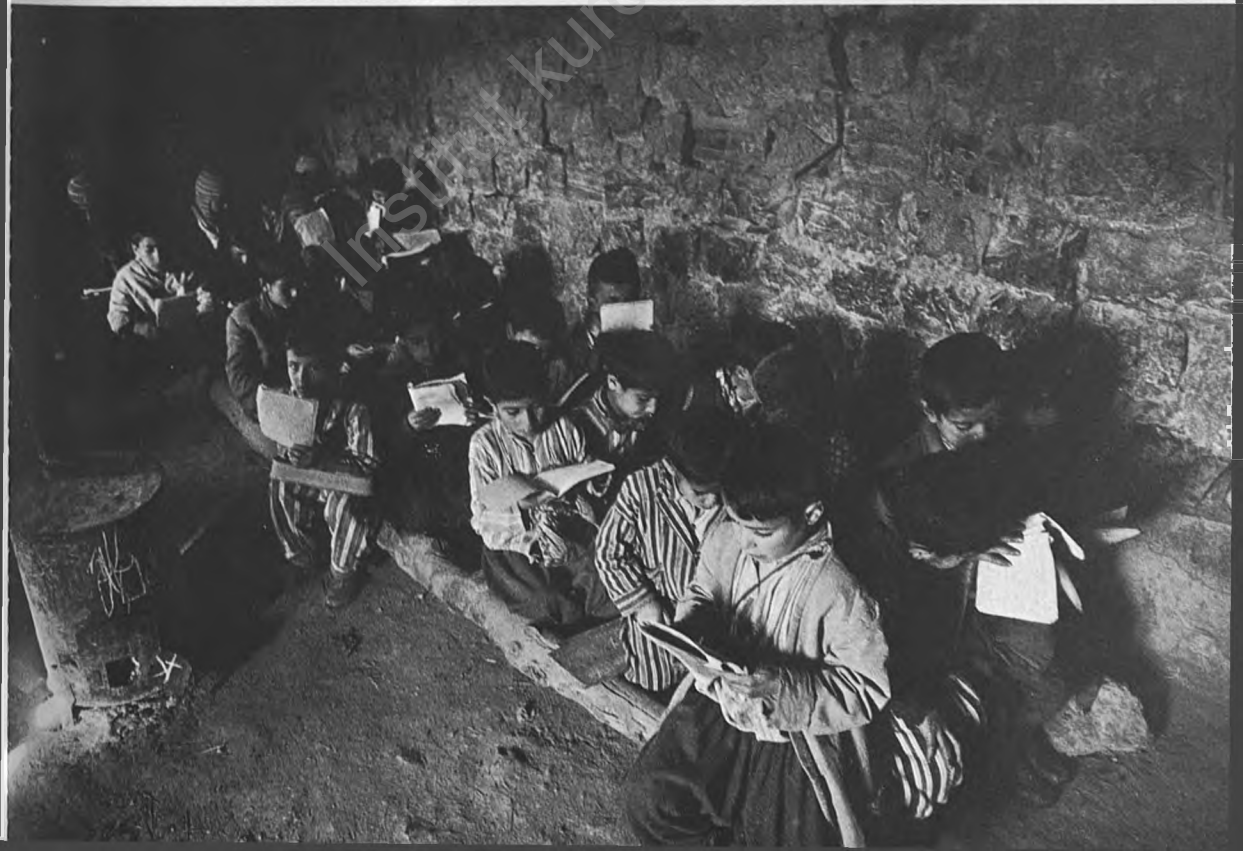
Mittlerweile hat man seinen Vater gerufen, der sich nun um Burhan kümmert. „Bring Verbandszeug“, ruft er seiner Frau zu und beugt sich über die klaffende Fleischwunde an Burhans Bein, die fast den Knochen freilegt.

„Geht schlafen, Leute“, sagte er zu den Umherstehenden, „ihr könnt mir dabei nicht helfen.“

Auch Memo und Semdo fühlen plötzlich die Müdigkeit. Sie entziehen sich den Lobreden, mit denen die Leute auf sie zukommen, und machen sich auf den Heimweg. Nur Burhans Vater kommt ihnen noch nach und drückt ihnen nochmals die Hand. „Dank euch“, sagt er. Mehr nicht. Aber die beiden Jungen verstehen ihn. Sie wissen, daß er mehr Worte brauchen wird, um seine Frau über den Verlust des anderen Sohnes hinwegtrösten zu können.

*Feldlazarett während des kurdischen Befreiungskampfes 1974. Vorsorgeuntersuchungen für Mütter*

*Trotz Bombardierungen: die kurdischen Kinder lernen lesen und schreiben*





## VII.

*„Ein Gefangener, an einem Baum gefesselt, bat seine Wächter, ihn abzubinden und an eine benachbarte Eiche zu binden. Nachdem sie dies getan hatten, fragten die Wächter, warum er das gewünscht habe, ein Baum sei doch wie jeder andere Baum. Ich habe dreißig Schritte getan, antwortete der Gefangene.“*

Der Winter ist hart. Mächtige Lawinen haben alle Zugangswege zum Dorf unpassierbar gemacht. Mezraa ist von der Welt abgeschnitten. Kerim kommt von einem Krankenbesuch nach Hause. Erschöpft, mutlos läßt er sich auf die Sitzbank im Gastzimmer fallen.

„Die meisten haben nichts mehr zu essen“, sagt er zu seiner Frau.

„Nicht einmal für die Kranken ist genug zu essen da.“

Seine Frau nickt resignierend.

„Ja. Wenn wir weiterhin unsere Schafe und Ziegen so abschlachten wie bisher, werden wir auch im Sommer und im kommenden Winter nichts zu essen haben. Wer sollte uns Geld geben, damit wir uns neues Vieh kaufen können?“ Tee dampft in den Gläsern.

„Wo ist Memo?“ will Kerim wissen.

„Er wird drüben bei Mustafa sein.“

„Ich habe auch kaum noch Medikamente.“

„Du wirst nie genug für uns bekommen.“

„Aber der Ağa wird sicher noch welche haben.“

„Sicher. Nur wird er uns keine herausgeben.“

„Inşallah — Vielleicht doch, wenn alle Männer des Dorfes bei ihm auftauchen. Vielleicht dann?“

„Und wie willst du alle dazu kriegen? Sie haben doch Angst, daß der Ağa ihnen im nächsten Sommer dann keine Arbeit gibt. Du kennst ihn doch, diesen Hund.“

„Bekomme ich keine Medikamente, sterben noch mehr im Dorf.“

Kerim erhebt sich, läuft unruhig im Zimmer auf und ab, bleibt unvermittelt stehen. „Ich mache eine Runde durchs Dorf. Mal sehen, ob ich bei den Leuten etwas erreichen kann.“

Es ist schon spät abends, Ağa Mahmut Kebul sitzt in seinem Arbeitszimmer. Vor ihm, auf dem grünen Plastikschreibtisch, liegt ein Blatt Papier, auf dem in gestochen feiner Schrift vermerkt ist, daß er im vergangenen Jahr für Tabak zwei Millionen Lira, für Korn und Weizen zehn, durch Schaf- und Rinderzucht 15 Millionen Lira eingenommen hat und daß die verschiedenen Händler, mit denen er zusammenarbeitet, bislang runde 25 Millionen Lira auf sein Konto bei der Ticarett-Bankasi in Diyarbakir eingezahlt haben.

Weiter sind auf diesem Blatt auch die Betriebsausgaben vermerkt, die sich für Dieselöl, Maschinen und so weiter auf runde 100 000 Lira belaufen, so daß ihm unter dem Strich, bringt er noch die Naturalien in Anrechnung, mit denen er seine Arbeitskräfte bezahlt hat, bestimmt mehr als 20 Millionen Gewinn bleiben.

Davon, so hat er sich gerade ausgemalt, könnte er sich ein paar Traktoren kaufen, mit denen sich viel mehr Land bewirtschaften ließe. Außerdem würde er damit Arbeitskräfte einsparen. Er weiß es ja von seinen Freunden, daß sich dann die Bauern, die er noch braucht, für sehr viel weniger Bezahlung zur Arbeit bereit finden, weil für jeden eine schlechtbezahlte Arbeit immer noch besser ist als keine Arbeit. Wie überall werden dann die, die bei ihm keine Arbeit mehr bekommen, in die großen Städte, nach Istanbul, Ankara oder Adana ziehen, worauf er noch billig weiteres Land von den Landflüchtigen zukaufen könnte. Denn das bißchen Grund und Boden, den die Bauern hier selbst besitzen und bewirtschaften, ernährt keinen einzigen hungrigen Magen. Das weiß er genau.

Ağa Mahmut Kebul lächelt zufrieden. Er beschließt, beim nächsten Besuch in der Stadt drei Traktoren und eine Dreschmaschine zu kaufen. Ja, auch eine Dreschmaschine. Die drischt in einer einzigen Stunde, was die Bauern bisher mit Ochsengespannen in zwei, manchmal auch drei Tagen schafften,

wobei er meist zusätzlich einen Aufpasser bezahlen mußte, weil sich die Bauern feierabends die Taschen mit Korn füllten.

Ja, so wird er es machen. Er grinst. Er wird es diesen verdammten Hunden schon noch zeigen.

Zur gleichen Zeit, als der Ağa seine neuen Pläne macht, sitzt Kerim mit den Männern des Dorfes in seinem Gästezimmer. Die Frauen des Dorfes tuscheln vor dem Haus.

„Wie sollen wir im nächsten Jahr überleben? In diesem Jahr haben wir weniger Lohn bekommen als je zuvor. Kaum, daß wir unsere Kinder nähren können“, klagt Kerim voller Bitternis.

„Ich fürchte, es wird schlimmer noch, wenn sich der Ağa-Bey Traktoren und Maschinen anschafft. Die anderen Ağa-Beys haben in den letzten Jahren überall diese Erntemaschinen angeschafft“, meint Seyithan und hat damit, ohne es zu wissen, den Plan des Ağa bereits ausgesprochen.

„Jetzt haben wir die Ochsespanne zum Pflügen und Dreschen. Die Esel können wir nur als Lasttiere einsetzen. Das Land hier und oben auf den Hochweiden haben wir nur gepachtet.“

„Ja, und zu Wucherpreisen. Ein Verwandter, der im Katasteramt in Hakkari sitzt, hat mir gesagt, daß Ağa Mahmut den Boden für 30 000 Lira gekauft hat, und uns hat er gesagt, daß wir ihn für 300 000 Lira kaufen können.“

„Was haben wir hier in unserem Dorf?“ fragt Kerim, „ein paar Kühe, Schafe und Ziegen, die wir halten dürfen. Die Milch reicht gerade für die Kranken und Kleinkinder. Dann können wir noch Ayran machen und allenfalls beim Newrozfest Butter und fetten Quark essen. Wann haben wir denn das letzte Mal Fleisch gegessen? Jetzt bei der Hochzeit. Und davor? Ein halbes Jahr kein einziges Stück Hammel!“

„Vier Familien haben unser Dorf schon verlassen und sind nach Adana gezogen.“

„Ja, und was ist dort? Sie haben keine Arbeit gefunden und leben jetzt in den Geçe-Kondus von Adana. Drei Wochen konnten sie arbeiten, und da mußten die Alten, die Kinder und Frauen mitarbeiten auf den Baumwollfeldern. 200 Lira haben sie als Lohn bekommen, gerade genug, um die Busfahrt nach Diyarbakir bezahlen zu können, wo ihnen ein Freund gesagt hatte, sie könnten in der Zementfabrik Arbeit finden.“

„Es ist alles Betrug.“ Resigniert schaut Kerim zu den anderen Bauern.

„Wenn wir nur genügend Geld hätten, um das Land zu kaufen.“

„Warum sollen wir ihm eigentlich Land abkaufen. Es gehört uns doch!“ greift Mustafa ein.

„Es gehört dem Ağa!“ Kerzan, der Bauer aus der Familie des Ağa, spürt, worauf die Diskussion hinausläuft:

Das Land besetzen, es selbst bewirtschaften und die Erträge selbst verkaufen. So hat es Memo aus türkischen Zeitungen vorgelesen, die über Landbesetzungen bei Silvan und Diyarbakir ausführlich berichtet hatten.

„Wer gibt diesem Ağa das Recht zu sagen, daß ihm alles gehört?“

„Weil er vor 40 Jahren als Sohn des Bedirkan Kebul geboren wurde, und der war ein Türkenfreund.“

„Na und?“

„Was heißt na und?“

„Ich kenne Tausende Türkenfreunde, die keine Ağas sind, sondern genauso Bauern wie wir.“

„Ich kenn' auch Kurden, die keine Kurden mehr sein wollen.“

„Bei den Ararat-Aufständen, wo wir Kurden gekämpft haben, für Freiheit und Unabhängigkeit, hat sich dieser Verräter mit den Türken verbündet. Als Belohnung dafür hat ihm die Regierung das ganze Land der aufständischen Kurden überschrieben.“

Demgegenüber hatte der Vater von Abdul Kerim die aufständischen Kurden unterstützt. Prompt wurde er, wie Tausende andere seines Stammes, in den Westen deportiert und mußte dort 20 Jahre lang bleiben. Das Land, das er zusammen mit den anderen Bauern bewirtschaftet hatte, blieb brach liegen, bzw. wurde vom Ağa Kebul einfach an sich gerissen.

Damals, das ist jetzt über 20 Jahre her, waren die Bauern viel zu verängstigt, um sich zu wehren, und beugten sich ihrem Ağa, dessen Familie plötzlich die Herrschaft in den Kurdendörfern bei Beytüssebap erobert hatte. Bis heute sind manche Bauern noch überzeugt, daß alles nach den Regeln des Stammesrechtes zugegangen sei. Und besonders die Kurden aus der Familie des Ağa sagen:

„Wer glaubt und rechtschaffen handelt, der empfängt den herrlichen Lohn, und wir wollen ihm seine Befehle leicht machen.“

„Vielleicht reden wir einmal mit dem Ağa-Bey“, schlägt Memo vor.

„Dummkopf. Glaubst du, daß er uns Land verkauft!“ erwidert Mustafa.

„Wenn wir uns irgendwie Geld leihen können.“

„Komm“, fährt Seyithan, zornig geworden, dazwischen, „die Beamten in den Banken lachen uns aus. Die wollen Sicherheiten sehen. Und was haben wir zu bieten? Nichts. Unsere Obstbäume bringen gerade so viel, daß wir uns Vorrat



für den Winter anlegen können. Die Schafe und Ziegen gehören, außer ein paar, alle dem Ağa, die Felder gehören dem Ağa, die Maschinen gehören dem Ağa.“

„Und wenn wir uns beim Ağa-Bey das Geld leihen?“ fragt Memo. Alle lachen. Einige nehmen den Vorschlag jedoch ernst. Sie sind der Ansicht, daß man es ja versuchen könne, und vertreten heftig und wild ihre Meinung. Die anderen, besonders Abdul O. Kerim und Mustafa, spotten darüber, und beinahe kriegen sich die Bauern in die Haare, so heftig wird der Streit. Kerim versucht immer wieder, die Oberhand zu gewinnen, indem er am lautesten schreit. Umsonst. Aber genauso schnell wie der Streit begonnen hat, flaut er wieder ab. Endlich kann Kerim reden:

„Ihr seid verrückt. Was denkt ihr denn, wieviel Zinsen wir zahlen werden! Er gibt uns die 100 000 Lira, und dann diktiert er die Bedingungen, genau wie der Ağa aus Hakkari oder der Ağa aus Silvan. Ihr könnt euch ja erkundigen. 20 % Zinsen. Wenn wir sie nicht zahlen können, müssen wir wieder Geld leihen, um die Zinsen zu bezahlen. Dann brauchen wir nur einmal eine schlechte Ernte zu haben oder die Preise fallen, schon sind wir am Ende. Das ist keine Lösung. Wir begeben uns nur noch stärker in seine Macht.“

Was Kerim sagt, ist klar. In die Hände von Zinswucherern zu fallen ist genauso schlimm, wie hier in Abhängigkeit und Armut unter der Herrschaft des Ağa zu leben.

„Eines Tages einmal fragte man den Hodscha: Welches Instrument liebst du? Ist's die Flöte, die Gitarre oder die Violine? Wir wollen es dir bringen. Der Hodscha aber antwortete: einen Kupferkessel liebe ich sehr, den bringe, er sättigt den Bauch der Menschen; jene Instrumente sind schlecht, sättigen mir nicht den Bauch.“

Semdo versteht den Sinn der Geschichte nicht so recht und blickt fragend zu Kerim.

„Du sollst“, erklärt Kerim, „nicht so sehr irgendwelchen Theorien oder fremden Erklärungen glauben, sondern dem, was du selbst siehst und erlebt hast.“

„Schau“, fährt Kerim fort: „Der Scheich von Ahabu, der Scheich Kasim Kufreiu, die Söhne des Scheichs Salhattin von Bizan, der Scheich Abidin Knan und Kamuran, der Scheich Mehmet Altinakar aus Diyarbakir — die meisten Hunde kennst du. Alle sind auch Ağas. Allen gehören riesige dönum Land. Du glaubst doch nicht, daß sie uns Landlosen freiwillig Land hergeben? Ihr Land werden sie mit Zähnen und Klauen verteidigen, genau wie unser Ağa-Bey.“

Draußen, vor dem Haus von Kerim, haben sich zu den Frauen die Männer gesellt. Das Getuschel wird lauter und übertönt das Geheul der Hunde.

Wenig später fährt der Ağa in seinem Haus zusammen. Wildes Schreien vor seinem Haus reißt ihn aus seinen schönen Träumen.

„Mach auf, Ağa Bey!“ schreien sie, „köpoğlu — Schweinehund!“

„Mach auf! Du hast Vorräte für uns alle. Wir aber haben nichts mehr zu essen und wollen nicht neben deinen gemästeten Schafen verhungern. Mach auf, Ağa Bey!“

Ihr Rufen wird immer lauter.

Aber der Ağa fühlt sich in seinem Haus sicher. „Freßt doch Gras“, schreit er durch die Tür. „Und wer von euch näher kommt, den erschieße ich.“

Der Ağa rennt an seinen Waffenschränk und greift sich einen Vorderlader.

Mit der Büchse im Anschlag zeigt er sich am Fenster. Aber die Bauern bleiben unbeeindruckt. Noch lauter, noch wütender wird ihr Rufen.

„Du elendes Schwein!“

„Du Mörder unserer Kinder!“

„Sohn eines Esels!“

Sie beginnen Steine, die sie aus dem Schnee ausgraben, gegen das Haus zu werfen. Glas splittert. Ängstlich fährt der Ağa zurück. Er kennt die Stimme Kerims.

„Wenn du unsere Kinder verhungern läßt, werden wir dich töten!“

Der Ağa flucht. Schon längst hätte er diesen verdammten Kerim den Jandarmas melden sollen. Der Mann muß aus dem Dorf. Er ist ein Aufwiegler, ein kurdischer Rebell ist er. Sobald als möglich wird er eine entsprechende Botschaft nach Beytüssebap schicken. Mit den anderen Bauern würde er schon fertig werden.

Aber jetzt zittert er vor Angst. Die Bauern, angeführt vom verhaßten Kerim, rütteln schon vor der fest verriegelten Haustür.

Sie schleudern immer größere Steine gegen sein Haus, und sie schleudern sie mit immer größerer Wut.

„Hört auf, hört auf!“ will der Ağa rufen. Aber die Angst, die seine Kehle zuschnürt, läßt seinen Ruf zu einem heiseren Krächzen werden.

Er wendet sich seiner Frau zu, die plötzlich hinter ihm aufgetaucht ist. „Soll ich auf sie schießen?“

Seine Frau zuckt mit den Schultern. „Du willst meinen Rat? Du hast mich doch noch nie um Rat gefragt. Aber eins kann ich dir sagen: Wenn du jetzt auf sie schießt, werden sie dich steinigen. Sie sind zu viele für dich.“

Mittlerweile haben sich mindestens zweihundert Menschen, Männer, Frauen und Kinder, vor dem Haus des Ağa versammelt.

„Nieder mit den Ağas!“ schreien sie.

Der Ağa glaubt, die offene Revolution sei ausgebrochen. Mörderschreie gellen ihm in den Ohren. Angstschweiß bricht auf seiner Stirn aus. Er weiß, wozu aufgebrachte Kurden fähig sind. Er zittert. Jetzt fürchtet er um sein Leben.

„Hey“, schreien jetzt auch die Frauen, „seid ihr Männer überhaupt Männer? Der Bauch rückt keine Vorräte raus! Sollen wir Frauen sie uns holen?“

„Ja, kommt, wir holen sie uns! Wir sind nicht nur dazu da, Kinder auf die Welt zu bringen, damit sie für diesen fetten Alten dort drinnen schufteln können. Los! Kommt!“

„Halt!“ Kerim schiebt sich nach vorne.

„Hört auf! Laßt mich noch einmal mit dem Ağa sprechen! Denn ich brauche Medikamente für die Kranken! Denkt doch auch an die Kranken!“

„Mit leerem Bauch wird kein Kranker gesund!“

„Trotzdem! Laßt mich noch einmal mit dem Ağa sprechen. Er wird ein Einsehen haben!“

„Hat er dir nicht vorhin schon gesagt, daß du verschwinden sollst?“

Kerim wird zurückgedrängt.

„Ağa! Ağa!“ schreit er. „Ich komme als Bittsteller!“

Aber der Ağa antwortet nicht. Und die wütenden Frauen drängen Kerim noch weiter zurück. „Ihr erreicht damit nichts!“ ruft ihnen Kerim zu. „Gar nichts! Ihr macht euch nur unglücklich!“

Sie widersprechen ihm, werfen ihm vor, ein Feigling zu sein, doch allmählich ebbt ihre Erregung ab. Immer mehr Frauen und Bauern drehen dem Haus des Ağa den Rücken zu.

„Kerim hat recht“, sagen sie. „Auch wenn wir den Ağa umbringen, morgen wird ein anderer unser Ağa sein. Und der wird sich dann von den Soldaten und Gendarmen beschützen lassen!“

Sie machen sich resignierend auf den Heimweg. Das Strohfeuer der Empörung ist erloschen. Schon macht sich Angst breit, was geschehen wird, wenn der Ağa diesen Vorfall den Gendarmen meldet.

Aber der merkt nicht, was nun vor dem Hause vorgeht. Er kniet auf seinem Gebetsteppich und flüstert Koranverse. Ab und zu hält er lauschend inne, und als er keine Stimmen mehr vor seinem Haus hört, erhebt er sich, um sich am Fenster zu orientieren. Die Straße ist wie leergefegt. Der Ağa lacht laut auf. Er ruft seine Frau herbei, befiehlt ihr, die zerbrochenen Fensterscheiben so-

fort mit Papier abzudichten. Und wieder lacht er auf, läßt sich auf die Knie in Richtung Mekka fallen und dankt Allah, der ihn gerettet hat.

Seine Frau sieht durch die zerbrochenen Fensterscheiben auf die Straße hinaus, wo noch vor Minuten die bittenden, fordernden, schreienden Frauen standen. Die Frau des Ağa kennt die Not der kurdischen Frauen. Oft genug hat sie sie gesehen im Dorf, die ausgemergelten Gestalten der halb verhungerten Kinder, die früh gealterten, abgehärmten Gesichter der Frauen, die Mütter, die um ihre toten Kinder weinten.

Sie wendet sich vom Fenster ab, trippelt langsam auf ihren Mann zu, der sein Dankgebet beendet hat und aufgestanden ist. „Was willst du? Du sollst die Fensterscheiben verkleben, oder soll ich vielleicht krank werden, damit mich auch dieser Schweinehund Kerim behandeln muß?“

„Gib doch von unseren Vorräten etwas an die Bauern ab. Sie verhungern. Ihre Kinder verhungern. Wir haben doch genug!“

Der Ağa wird rot vor Wut. Mit der Faust schlägt er seiner Frau mitten ins Gesicht, seine Augen werden zu schmalen Schlitzern, verschwinden hinter Fettwülsten, blind schlägt er auf seine Frau ein, die sich nicht wehrt, die keine Anstalten macht, seinen Schlägen auszuweichen. Atemlos greift er nach dem Koran, dessen Suren er eben zum Dank seiner Rettung gebetet hat, und schlägt das kostbar eingebundene Buch seiner Frau ins Gesicht: „Al-la-hú-äkber — Lies das Buch hier! Lies es. Ich kann dich verstoßen, wenn ich nur will. Allah hat gesagt, Frauen, die ihre Männer durch ihr Verhalten erzürnen, die sperrt ein, die züchtigt, die verstoßt aus eurer Gnade. Sei froh, daß ich dich nicht verstoße, sei froh, daß ich dich nur schlage, aber wage es nicht, noch einmal meinen Zorn zu wecken, denn dann werde ich dich totschiagen!“

Noch einmal schlägt er zu. Erregt, mit rotem Gesicht, wendet er sich dann jäh ab und verläßt das Zimmer.

„Bring mir Tee“, schreit er durch die Tür. Und seine Frau setzt sich automatisch in Bewegung, ihrem Mann das Gewünschte aus der Küche zu holen.

Ayşe, Kerims Frau, reicht ihrem Mann in diesem Augenblick Tee. Kerim hockt, die Hände vors Gesicht geschlagen, am Boden.

„Ich hab's kommen sehen“, sagt seine Frau.

„Hätte ich es etwa nicht versuchen sollen?“

Gereizt springt Kerim auf. „Hätte ich es nicht versuchen sollen? Hätte ich einfach weiterhin tatenlos zusehen sollen, wie Tag für Tag, Nacht für Nacht, unsere Brüder und Schwestern verhungern? Gestern war ich bei Suleyman. Seine junge Frau liegt im Kindbett. Er hatte seit Tagen nichts mehr gegessen,

weil er alles seiner Frau zugute kommen lassen wollte. Ich war eine Stunde bei ihm. Als ich ihn verließ, war er gestorben. Verhungert, kriecht wie eines unserer Schafe. Und wer wird sich nun um seine Frau kümmern? Wenn es so weitergeht, wird sie verhungern, genau wie das Kind in ihrem Bauch verhungern wird. Vielleicht wird es gar nicht geboren werden, weil vorher bereits die Mutter vom Hunger getötet sein wird. Und da hätte ich es nicht versuchen sollen?“

„Natürlich!“ Die Stimme von Ayşe klingt zärtlich.

Kerim macht einen Schritt auf sie zu, umarmt sie.

„Du mußt es tun. Dafür werden sie kommen und dich holen. Der Ağa, dieser Hund, wird nur dich bei der Jandarma melden. Und dich werden sie holen.“

„Vielleicht versuchen sie es. Aber was können lahrende Esel gegenüber einem flinken Luchs schon tun? Mich fangen sie nicht.“

„Komm, trink deinen Tee.“

„Ja. Laß uns Tee zusammen trinken und die Augen zumachen und uns zusammen eine Welt vorstellen, in der jeder leben darf.“

# VIII.

*„Sieh nicht, wie der Löwe, den Feind mit Geringschätzung an. Halte ihn vielmehr für einen Löwenbezwinger. Du, der du zu den Guten gehörst, poche nicht darauf, daß du gut bist. Gibt es doch in der Welt so viele, die einander an Güte überbieten. Poche nicht auf deine eisenstarke Faust, denn die Eisenschmiede lassen das Eisen schmelzen.“*

Wochenlang lag die grausame Kälte wie eine Eisglocke über den Dörfern im kurdischen Bergland. Aber nun kommt die Sonne wieder länger am Tag hinter den Bergen hervor, ihre Strahlen fressen sich durch den Schnee.

Es ist Februar. Endlich können die Bauern aus den Dörfern wieder in die Nachbarorte reiten. Selbst wenn die Lawinengefahr noch groß ist, nutzen sie die Freiheit.

Auch Marif will sich auf den Weg machen.

Zu lange ist er durch die Krankheit seiner Schwester in Jadidak festgehalten worden, und so sehr ist er noch in Sorge um ihre Gesundheit, daß sie ihn sehr lange bitten muß, bis er sich einverstanden erklärt, sie mit auf den Weg in die Türkei zu nehmen.

„Sie werden keinen Verdacht schöpfen. Sie werden glauben, wir wären ein Ehepaar mit einem Kind.“

Denn Marif will Hoşang nicht alleine in Jadidak zurücklassen, zumal alle damit rechnen, daß die irakische Armee, sobald es das Wetter zuläßt, eine große Aktion gegen die Kurden einleiten wird. „Sie werden kommen. Sie werden mit vielen Soldaten angreifen, um sich für die Überfälle auf Lager und Militärstationen zu rächen.“

Tagelang sind sie nun schon unterwegs. Marif bereut es nicht, daß er seine Schwester und den kleinen Hoşang mitgenommen hat. Sie fallen ihm nicht

zur Last. Im Gegenteil. Mehrmals schon hat er seine Schwester vorausgeschickt, um sie erkunden zu lassen, ob in den Grendörfern Armeeeinheiten stationiert seien.

Dem kleinen Hoşang gefällt es, stundenlang von Marif getragen zu werden, obwohl er sich zuerst dagegen gesträubt hatte.

„Ich will laufen. Ich bin ein Riese!“ hatte er weinend gerufen, aber Marif hatte den Jungen schließlich überzeugen können, daß er ausgeruht sein müsse, falls sie einmal in Gefahr gerieten.

Marif rechnet damit, am kommenden Tag die Grenze zu erreichen. Für die Nacht finden sie Unterschlupf bei einem Bauern in einem winzigen Dorf etwa fünf Kilometer vor der Grenze. Der Bauer beruhigt sie. Grenzsoldaten sind in diesem Jahr hier noch nicht durchgekommen.

Die Bauersfrau stellt den Gästen eine Schüssel mit heißem Wasser hin, damit die drei sich ein wenig reinigen können. Die Bauern sind stolz darauf, Marif, den Berglöwen, als Gast in ihrem Haus zu haben. Die Nachricht spricht sich in Windeseile im Dorf herum. Bald ist das einzige Zimmer der Bauern voll von Neugierigen, die alle den Berglöwen sehen wollen, von dem so viel erzählt wird. Wie schon so oft auf seinem Weg in die Türkei muß Marif erneut erzählen, wie er das berüchtigte Folter-Lager ausfindig gemacht hat und wie er mit den Gefangenen daraus entflohen ist.

Bald hört er die Kinder auf dem Lehmweg spielen. Sie spielen seine Flucht nach. Sie kämpfen mit Holzgewehren gegen Feinde, schlagen wild um sich, lachen; und sie rufen die Schimpfworte, die ihre Väter den irakischen Soldaten nachrufen: „Caş — Kucik — Esel — wilde Hunde.“

Doch die Bauern wissen auch ihm viel zu erzählen. Hunger und Kälte, so hört er, haben in diesem Winter wieder viele Opfer gefordert. Im Umkreis sind fast alle Kinder, die in diesem Winter geboren wurden, verhungert oder erfroren. Sie erzählen ihm von Familien, die Gras statt Brot gegessen haben, die kein Salz mehr hatten, kein Mehl und keinen Zucker. Und drüben, in Yüksekova, dem türkischen Dorf an der Grenze zum Iran, hat eine Cholera-epidemie fast die Hälfte aller Dorfbewohner weggerafft.

Marif hört wortlos zu.

Überall, wo er auf seiner Reise durchkam, mußte er solches hören.

„Deshalb kämpfen wir auch“, sagt er schließlich. „Wir werden so lange kämpfen, bis wir unser Land selbst verwalten können, bis unser Land wieder unser Land, bis es nicht mehr das Land von Türken und Irakern ist, die sich solche Winter wünschen, damit wieder einige Hunderte von uns Kurden zugrunde gehen.“

Und sie nicken ihm zu. Sie alle wissen längst, daß sie nur in einem eigenen Staat dafür sorgen können, solchen Katastrophen vorzubeugen.

Dann träumen bald alle laut von diesem Kurdistan, in dem kein Kurde mehr Angst vor Soldaten haben muß, die in türkischen oder irakischen Uniformen auftauchen und Häuser brennen, Kinder töten, Schafe schlachten, Medikamente vernichten.

Spät erst kommen Marif und seine Schwester zur Ruhe. Marif streichelt den schon lange schlafenden Hoşang. „Er wird es erleben“, flüstert er seiner Schwester zu.

Sie nickt. „Und wir auch“, sagt sie. „Daran glaube ich ganz fest. Wir werden zurück nach Jadikar gehen. Omar wird aus den Bergen kommen, und er wird sein Gewehr mit dem Pflug tauschen und Felder bestellen.“

„Du liebst Omar?“

Sie nickt ihrem Bruder zu. „Ja.“

„Weiß er es?“

„Vielleicht. Ich hab's ihm nicht gesagt. Ich hab' es ihn nicht merken lassen. Denn vielleicht liebt er auch mich. Und dann würde er dort oben in den Bergen sich immer nur meinetwegen Sorgen machen.“

„Sag es ihm trotzdem. Es ist gut, wenn man weiß, daß man auch für einen geliebten Menschen kämpft. Ich weiß, daß er dich liebt. Jedesmal erkundigt er sich nach dir. Du, er liebt dich. Laß ihn wissen, daß du ihn auch liebst.“

„Wann werden wir ihn wieder sehen?“

„Wenn wir zurück sind.“

„Werden wir lange in der Türkei bleiben?“

„Nein. Ich glaube nicht. Ich werde hier gebraucht. Unsere Landsleute drüben werden ganz gut alleine mit den türkischen Askeriler fertig. Aber die Verbindungen nach drüben dürfen nicht abreißen. Wir müssen gemeinsam gegen unsere Unterdrücker kämpfen. Die Kurden in der Türkei müssen wissen, was wir hier im Irak unternehmen. Und umgekehrt. Die Grenze zwischen der Türkei und dem Irak darf nicht mehr länger auch eine Grenze zwischen Kurden sein. Deshalb.“

Morgens weckt sie die Sonne. Marif geht hinaus auf die Straße und schaut zum Himmel. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn sich Wolken am Himmel gezeigt hätten. Reiner blauer Vorfrühlingshimmel strahlt die Berge an, spiegelt sich in den Schneefetzen, die auch hier noch auf den Wiesen und Feldern liegen, glitzert im Eis der Berggipfel.

Aber sie können nicht auf die Nacht warten. Noch ist es nachts zu kalt, gefriert nachts der von der Sonne tagsüber aufgeweichte Boden noch.



Nein, sie müssen es schon am Tag versuchen, über die Grenze zu kommen. Dankbar packen sie die Verpflegung ein, die die Bauern des Dorfes ihnen zustecken. Frauen streicheln den kleinen Hoşang, der stolz auf die Kinder des Dorfes herabschaut, weil er nun mit dem Berglöwen in die Berge steigen wird.

Drei Stunden brauchen sie, bis sie die erste Anhöhe erreicht haben. Hier oben liegt noch eine geschlossene Decke verharschten Schnees. Nirgendwo rührt sich hier Leben. Der Schnee wirft das Licht der Sonne verstärkt zurück. Ihre Augen schmerzen. Sterne flimmern vor ihren Augen. Hoşang weint leise. Marif versucht, ihn zu trösten.

„Bald haben wir es geschafft“, sagt er. „Siehst du den Berg dort drüben? An seinem Fuß verläuft die Grenze. Dort müssen wir rüber.“

Aber er sagt Hoşang nicht, daß damit die Gefahr noch nicht vorüber ist. Denn dann müssen sie auf türkische Soldaten achten, die ebenso Jagd auf Kurden machen wie die Iraker.

Plötzlich bleibt Marif stehen. Er hört Motorengeräusch. Auch seine Schwester hat es vernommen, ist erschreckt stehengeblieben und schaut nun zum Himmel. Aber sie können nichts erkennen, zu sehr blendet sie die Sonne. Und dann ist es zu spät. Marif schreit auf. Reißt den kleinen Hoşang hoch und springt in großen Sätzen auf eine Felsnische zu, hinter der er Schutz für sich und den Jungen zu finden hofft.

„Lauf, lauf!“ schreit er entsetzt seiner Schwester zu, die ihm zu folgen versucht, dann aber auf einer Eisplatte ausrutscht und viel zu viel Zeit braucht, um sich wieder aufzurappeln.

Der Schatten eines Hubschraubers ist über ihr.

„Komm!“ schreit Marif. „Lauf!“

Es wäre Wahnsinn, wenn er seine Deckung verließ. Und vielleicht schießen die Soldaten im Hubschrauber auch nicht auf eine am Boden kriechende Frau.

Seine Schwester hat fast die schützende Felsnische erreicht, als ein Maschinengewehrfeuerstoß sie trifft. Sie bleibt stehen. Sie wirft die Arme in die Luft, knickt zusammen. Der Hubschrauber kreist über ihr wie ein Raubvogel. Sie krümmt sich im Schnee. Marif hält sich die Augen zu. Er hört wieder das Maschinengewehr, und dann auch den Hubschrauber, der mit aufheulendem Motor abdreht.

Im Schutze seiner Deckung wartet Marif, bis das Hubschraubergeräusch verstummt ist. „Bleib hier und warte auf mich“, befiehlt er Hoşang.

Hoşang weint. Und Marif geht schleppenden Schrittes hin zu der Stelle, die

jetzt rot von Blut ist. Er weiß, daß seine Schwester tot ist. Er hebt ihren Leichnam auf, trägt ihn wenige Schritte weiter zu einem Felsbrocken, in dessen Schatten er mit bloßen Händen ein Loch in den Schnee gräbt.

Er weint nicht.

Zu viele hat er schon sterben sehen.

Zu oft schon hat er ansehen müssen, wie Mütter ihre Söhne verloren haben. Wie Väter ihre Frauen beweint haben. Wie Kinder an den Leichnamen ihrer Eltern gekniet haben, schreiend, ohne Verstehen.

Er bedeckt den Leichnam mit Schnee. Er weiß kein Gebet für solche Augenblicke. Langsam geht er zurück zu Hoşang, der das Geschehen mit großen verständnislosen Augen verfolgt hat. Da treten Tränen in seine Augen.

„Weinst du, Marif?“

„Ja. Ich weine. Dein Klagen geht an mein Herz, beschäftigt meinen Kopf. Ich weine mit.“

„Ich weine. Ich bin noch klein. Aber ich werde Rache nehmen. Feind, warte.“

„Ja. Aber wir dürfen uns nicht müde weinen, damit wir noch Kraft haben, wenn wir unserem Feind begegnen. Hoşang, mein Kind, schlafe. Mit Weinen werden wir nichts erreichen.“

Marif hat es geschafft, unbemerkt über die minenverseuchte Grenze zu kommen. Er will noch ein kleines türkisches Dorf erreichen. Deshalb legt er keine Pause ein. Hoşang ist auf seinem Rücken eingeschlafen. Mit großen Schritten geht Marif voran. Sein Gesicht ist versteinert. Es dunkelt schon, als er den Ort erreicht. Modergeruch liegt in der Luft. Keine Kinder spielen zwischen den Häusern. Manche Häuser sind zugemagelt. Drüben, vor der Moschee, hat ein großes Feuer sich schwarzen Platz in den Schnee gebrannt.

Sicher haben sie dort die Leichen der Toten verbrannt, fährt es Marif in den Sinn.

Eine Frau, die auf das schlafende Kind auf seinem Rücken deutet, bittet ihn in ihr Haus.

„Du kommst über die Grenze?“

„Ja.“

„Du bist ein Peshmerga?“

„Ja.“

„Wir haben heute Schüsse gehört.“

„Sie haben meine Schwester gemordet.“

„Da, trink erst den Schnaps. Übrigens, ich bin Mesha.“

„Mich nennt man Marif.“

„Der Berglöwe? Sei, trotz deiner Trauer, bei uns willkommen. Sicher wollen die anderen mit dir reden.“

„Schick sie weg, wenn sie kommen. Ich bin müde. Ich bin tot, obwohl ich atme.“

Die Frau nickt, geht aus dem Raum und läßt Marif und Hoşang alleine.

Am nächsten Tag versammeln sich die Bauern des Dorfes im Haus von Mesha. Marif lauscht gebannt, als sie erzählen, was sich im vergangenen Winter alles in Mezraa getan hat.

Der Ağa, den die Bauern, angeführt von Kerim, bedroht hatten, wußte sich sehr wohl zu rächen. Durch einen Handlanger hatte er den Jandarma-Kommandanten in Beytüssebap wissen lassen, daß seine Bauern, besonders die „Christenhunde“, aufsässig geworden seien. Wenige Tage später kamen dann Soldaten, die von einem Hubschrauber abgesetzt worden waren, um nach Kerim zu suchen. Aber der hatte rechtzeitig in den Bergen Zuflucht gefunden, in Höhlen, von deren Existenz die Soldaten nichts wissen.

„Wenn du zu ihm willst, wird dir einer von uns den Weg zeigen“, bietet ihm Mesha an.

„Wann können wir aufbrechen?“

„Heute nacht. Hier wimmelt es derzeit von Jandarmas und Askeri, und tagsüber suchen sie die Gegend mit Hubschraubern nach Kerim ab. Heute nacht.“

„O. K. Heute nacht also. Den Weg solltet ihr mir aber zeigen.“

„Wir werden ihn noch oft gehen müssen“, antwortet ihm die Frau. „Denn die Türken werden uns nicht in Ruhe lassen. Sie werden eines Tages auch hierher kommen und uns irgendwohin vertreiben, wo wir nicht mehr als Kurden leben können.“

Die Anwesenden nicken zustimmend.

„Evet, evet — Ja, ja“, sagt ein Alter, „es wird immer schrecklicher. In Hak-kari haben sie den türkischen Lehrer zusammengeschlagen, weil er mit seinen Schülern kurdische Lieder sang. In Wirklichkeit wollten sich die türkischen Soldaten dafür rächen, daß er mit dem Abgeordneten Nikail Ilcin befreundet ist, der sich im Parlament in Ankara als einziger der Sache der Kurden annimmt. Sie haben den Lehrer dann gezwungen, zwanzig Kilometer ohne Schuhe durch den Schnee zu laufen. Ein Krebsgeschwür sind diese Soldaten für uns.“

Niemand sagt etwas dazu. Sie alle wissen, daß die türkischen Soldaten und

Jandarmas noch viel grausamer und hinterhältiger sein können. Die meisten von ihnen haben es schon einmal am eigenen Leib erfahren.

„Laßt mir noch ein bißchen Ruhe“, bittet Marif. „Kommt, wenn es Zeit ist, sich auf den Weg zu machen.“

Und die Bauern verlassen den Raum. Sie drücken Marif noch einmal die Hand. Dann ist er wieder alleine.

Er preßt sich die Fäuste gegen den Schädel. Der Schmerz schlägt um sich. Er hat wieder das Bild seiner toten Schwester vor Augen, aber dann sieht er wieder andere Bilder: Die Narben in seinem Gesicht erinnern ihn an Oberst Saad, dessen freundliche Stimme jeder Folter eine Begründung vorauszusagen wußte.

Marif springt auf. Er will nicht mehr daran denken. Er will auf andere Gedanken kommen.

Er hört die junge Kurdin nicht, die mit Hoşang auf dem Arm ins Zimmer getreten ist.

„Laß den Kleinen hier bei mir“, sagt Mesha. „Nimm ihn nicht mit nach Mezraa. Er ist zu klein für solche Strapazen. Er ist hilflos. Und die Jandarmas werden keine Rücksicht darauf nehmen, daß er ein Kind ist.“

„Du hast recht“, stimmt Marif zu.

„Wenn du wieder über die Grenze zurückgehst, holst du ihn hier ab.“

„Ich werde wiederkommen.“

„Darauf werde auch ich warten.“

„Du?“

„Ja. Vielleicht willst du dich bei mir wieder ausruhen?“

Sie schaut Marif aus dunklen, großen Augen an. Marif blickt auf die rote Wangen, die Honiglippen und die goldenen Ohrringe, die ihre Schönheit noch anziehender machen. Sie ist schön, denkt Marif. Wie alt wird sie sein? Ich weiß überhaupt nichts von ihr.

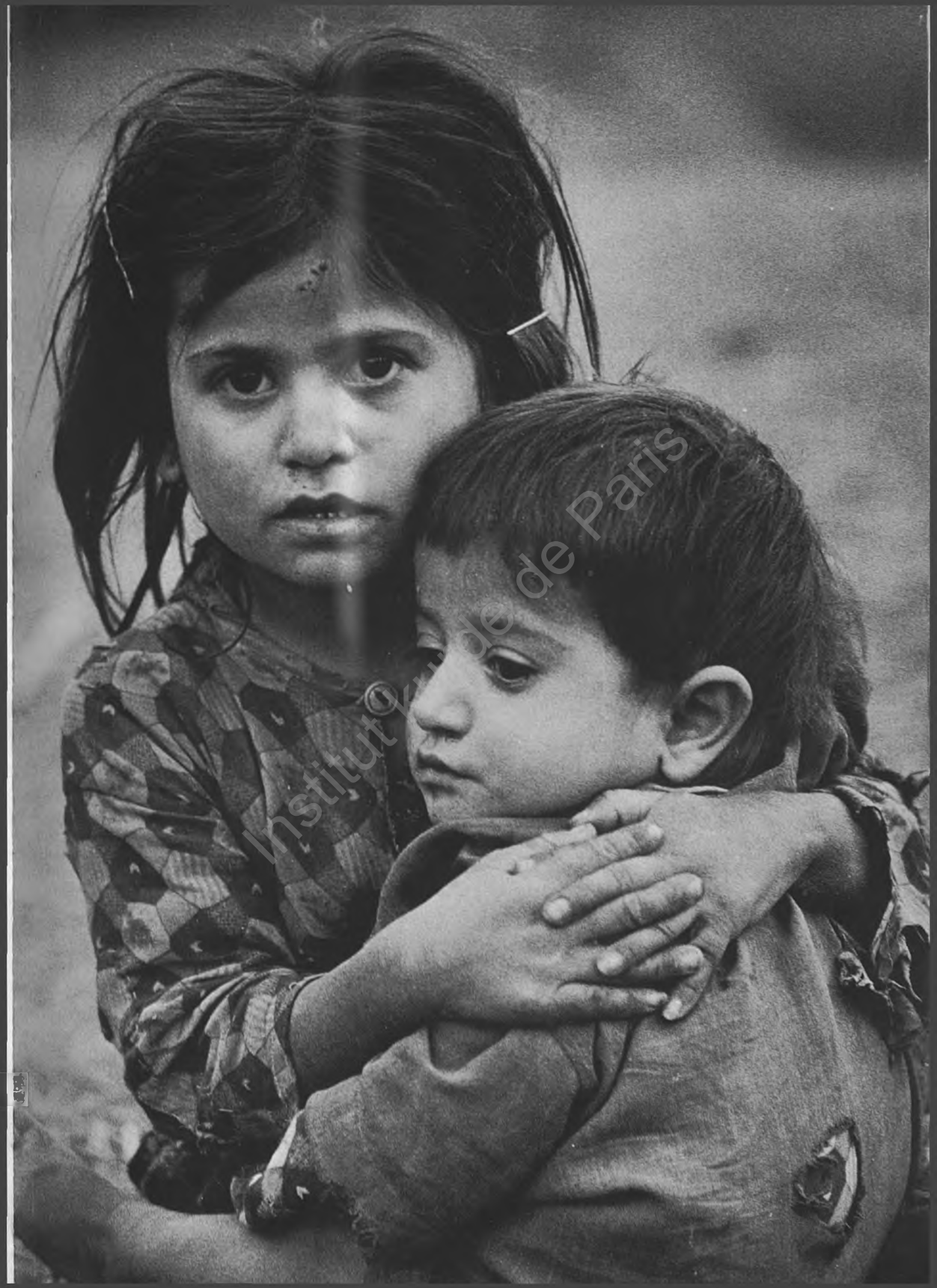
„Bist du alleine?“

„Ja. Meinen Bruder haben die Faschisten erschossen, meine Mutter überlebte seinen Tod nur um wenige Tage, mein Vater verstarb in diesem Winter an Cholera wie die meisten Einwohner unseres Dorfes.“

Hoşang möchte von ihrem Arm herunter. Marif greift nach ihm.

„Bleibst du bei ihr?“ fragt er Hoşang.

Hoşang nickt ernst.





Marif drückt den Jungen an sich, weil er es nicht wagt, das Mädchen an sich zu drücken. Mesha spürt seine Befangenheit.

„Komm, schlaf noch ein bißchen“, fordert sie ihn auf. „Ich will dir eine Decke holen, damit dich meine Decke wärmen darf.“

Sie geht aus dem Raum, kommt nach einer kurzen Weile mit einer buntbestickten Decke zurück, breitet sie auf der Matratze in der Ecke des Zimmers aus.

„Laß mich deine Schuhe ausziehen“, bittet sie Marif, der sich auf den Boden gesetzt hat.

Marif schüttelt den Kopf. „Nein“, sagt er und greift nach ihren Händen, die bereits begonnen haben, seine Stiefel aufzuschnüren. „Du mußt mir nicht dienen, um mir zu gefallen. Ich verbrenne nach dir. Und ich werde auch deshalb hierher zurückkommen.“

Mesha antwortet nicht. Leise Röte steigt ihr ins Gesicht. Sie erhebt sich, aber Marif kann es nicht verhindern, daß sie ihm noch einen Kuß auf die Hand haucht. Wortlos geht sie aus dem Zimmer, gefolgt von Hoşang, der verstanden hat, daß Marif nun schlafen muß. Er dreht sich aber noch einmal nach ihm um: „Du wirst nicht mehr da sein, wenn ich heute nacht aufwache, oder?“

Marif nickt.

„Aber du wirst wiederkommen, ja?“

„Bestimmt. Und paß bis dahin auf Mesha auf, hast du gehört?“

Hoşang nickt und zieht leise die Tür hinter sich zu.

Marif verschränkt seine Arme unter seinem Kopf, liegt auf dem Rücken und starrt zur Decke, die schwarz vom Rauch des offenen Feuers ist.

Vor Monaten hatte ihn seine Gruppe nach Ankara geschickt, damit er dort Waffen für die Partisanen kaufte. Und dort hatte er sich in einem Kino mit dem Waffenhändler getroffen. Da man ihm geraten hatte, sich ja den Inhalt des Filmes einzuprägen, weil die türkische Geheimpolizei willkürlich oft Leute auch aus Lichtspielhäusern heraus verhaftet und dann noch mißstrauischer werden könnte, wenn er nicht einmal den Inhalt des Filmes hätte erzählen können (wozu geht man sonst in ein Kino, wenn man nicht einmal ein Mädchen bei sich hat?), erinnert er sich nun an das Gesicht der Heldin. Je mehr er sich an den Inhalt des Filmes zu erinnern versucht, desto mehr verschmilzt

*Oben: Bei 20 Grad Kälte — ein wenig Wärme gibt die Feuerstelle*

*Unten: Kurdinnen beim Weben eines Kelims aus Ziegenhaaren*

das Gesicht der Heldin mit dem Gesicht Meshas, und als er endlich einschläft, nimmt er Meshas Bild mit in seine Träume.

„Ich heiße Katun“, weckt ihn ein Mann. „Es ist Zeit, sich auf den Weg zu machen!“

Katuns verwittertes Gesicht ist Marif schon bei der Besprechung vorher aufgefallen. „Ich bin froh, daß du mir den Weg zeigst.“

„Und ich bin stolz darauf, dich führen zu dürfen.“

„Dann laß uns keine Zeit verlieren.“

Schnell hat er sich angezogen. Auf dem Tisch liegt ein Beutel mit Proviant.

„Nimm ihn mit“, sagt Mesha von der Türe her.

„Ich komme wieder.“

„Ich werde da sein.“

Katun mahnt zur Eile. Marif würde am liebsten Mesha zum Abschied einfach in die Arme nehmen. Doch eine eigenartige Scheu fesselt ihn, und er weiß auch nicht, wie die anderen Bauern darauf reagieren würden. Es bleibt ihm keine Zeit mehr, sich lange darüber Gedanken zu machen, denn Katuns Mahnen zur Eile wird dringender.

„Gehen wir“, sagt Marif und wendet sich zur Türe.

Da springt ihm Hoang entgegen.

„Ich muß mich beeilen, Hoang.“

„Nur einen Augenblick noch“, bittet das Kind. „Mesha hat mir ein Lied vorgesungen. Und dieses Lied will ich dir zum Abschied vorsingen, damit du es dir vorsingen kannst, wenn du mal Zeit hast, müde zu sein.“

Marif schaut fragend auf Katun, der verärgert mit den Schultern zuckt, aber stehenbleibt. „Wir werden die Zeit aufholen“, beruhigt ihn Marif.

„Dann singe mir das Lied, mein Kind.“

Hoang beginnt das Lied mit seiner kleinen Stimme zu singen:

Ein Löffelchen voll Rahm, sprach sie.

Wenn nicht Rahm, soll's Honig sein.

Mein Kind, das soll gesund stets sein.

Schlaf, Nini, schlaf.

Während Hoang sang, begegnete Marif Meshas Blick. Er nickte ihr zu. Sie lächelte. Zuletzt sagen sie sich nur noch mit den Augen Aufwiedersehen.

Die Nacht duldet keinen Mond. Nicht einmal Sterne duldet sie, Dunkelheit droht, aber Katun findet auch in solcher Dunkelheit seinen Weg. Marif folgt



ihm. Gut ausgeruht, hat er keine Schwierigkeiten, das Tempo Katuns mitzugehen.

„Ich werde dich bis zur Birke bringen, von der aus du die Höhlen sehen kannst. Das letzte Stück mußt du alleine gehen.“

„Ja.“

Mehr sprechen sie nicht miteinander.

Die Nächte in der Gegend von Mezraa haben zu viele Ohren, seit Kerim es gewagt hat, sich mit dem Ağa anzulegen. Drei Stunden etwa sind sie unterwegs. Aufkommender Wind hat ein paar Wolken vertrieben und Platz für Sterne gemacht.

„Dort drüben. Kannst du die Felsen erkennen?“

Angestrengt schaut Marif in die angegebene Richtung.

„Ja.“

„Dort sind die Höhlen.“

„Gut!“

„Dann auf Wiedersehen. Ich muß mich beeilen, damit ich noch vor Tagesanbruch wieder zurück bin.“

„Ja.“

Mehr sagen sie sich nicht. Marif wartet, bis sich Katuns Schritte entfernt haben, dann macht er sich auf den Weg. Bereits nach wenigen Minuten hat er die Felsen erreicht. Er ahmt den Ruf eines Schakals nach. Aber nur Schakale antworten ihm. Vorsichtig tastet er sich an den Felsen entlang. Plötzlich spürt er einen Gewehrlauf, der sich in seinen Rücken bohrt.

„Ich bin Marif“, sagt er.

„Geh vor mir her.“

Das Gewehr dirigiert ihn in eine Nische, die Flamme eines Streichholzes zischt hell auf.

„Dreh dich um!“ befiehlt die Stimme.

Gehorsam dreht sich Marif um.

„Du bist es wirklich“, sagt Memo und fällt Marif um den Hals. „Sie haben dich also nicht gefangen.“

Die beiden umarmen sich.

„Komm, dort hinten ist der Eingang zu unserem Versteck. Mein Vater wird sich freuen. Bei Allah, wird der sich freuen! Komm mir nach.“

Memo geht Marif voran. „Du kommst gerade zur rechten Zeit“, sagt er noch, bevor sie in die Höhle einsteigen, in der, um ein kleines Feuer geschart, die meisten Männer aus Mezraa, eingehüllt in feste Baumwolldecken, hocken.

Die Männer springen auf. Kerim erreicht Marif als erster, drückt und küßt ihn. „Selam aleykum“ — „Aleykum selam“, begrüßen sich die Kurden. „Der Berglöwe ist gekommen!“ Alle begrüßen Marif, mit Schulterklopfen und Umarmungen. Tee wird ihm geboten. Aber sie lassen ihn gar nicht erst zur Ruhe kommen, Marif muß berichten, weshalb er so lange ausgeblieben ist. Sie lassen ihn hochleben, als sie von der gelungenen Gefangenenbefreiung hören. Und sie sprechen ihm Trost zu, als sie vom Tod seiner Schwester erfahren.

„Schon gut, Brüder. Ihr habt sicher auch was zu erzählen. Deine Geschichte, Kerim, habe ich schon unterwegs erfahren.“

„In Hivris“, erzählt Kerim ihm, „haben die Soldaten den Bauern Patronen in die Taschen gesteckt. Und dann haben sie die Bauern unter dem Vorwand, bei ihnen verbotene Waffen gefunden zu haben, verhaftet. Nur wer von den Bauern pro gefundene Patrone 100 Lira an die Soldaten zahlen konnte, kam sofort wieder frei. Aber das war nicht alles. Den Schmuck der Frauen haben die Soldaten gestohlen, und als die Frauen gegen diesen Raub protestierten, mußten sie mit zur Wache nach Bitlis, wo man sie zwang, sich bis auf die Schlüpfers auszuziehen. Überhaupt haben die Soldaten in Hivris besonders gewütet. Einmal mußten sich alle Bauern auf dem Dorfplatz versammeln und Salz essen. Die Soldaten hatten behauptet, sie würden Schmuggler suchen, und als die Bauern sagten, daß sie keine Schmuggler wären, hat man sie auf diese Art und Weise gefoltert. Kiloweise mußten sie Salz essen. Und manche wurden von den Soldaten sogar nach Haraka-Köyü geschleppt, wo sie dann mit Elektroschocks in der Kaserne gefoltert wurden. Ja, Frauen und Kinder haben sie mit Elektroschocks gefoltert. Mit Hilfe von Autobatterien haben sie Stromstöße in die Zungen der Frauen und Kinder geleitet.“

Kerim hält inne.

Aber Memo, der erst vor kurzem in Uludere erlebt hat, wie der Jandarma-Leutnant Ahmet Gürel kleine Kinder foltern ließ, hebt die Faust:

„Wir müssen uns wehren! Ich habe gehört, wie der Landrat von Beytüssebap gesagt hat, er würde demnächst hier in Mezraa eine Menschenjagd veranstalten, weil er auf diese Weise uns wilde Kurden zu brauchbaren Menschen zu machen hofft. Wehren müssen wir uns!“

„Was wollen sie denn von uns?“ wirft Seyithan ein. „Sollen wir, wie so viele Bauern, unsere Dörfer verlassen und zu den Türken in den Westen ziehen? Sollen wir denn unsere Heimat, unser Blut, unsere Lebensart verraten, nur weil uns die Türken auslöschen wollen?“

Da hebt der uralte Mohammed Mercan die Hand. Der Lärm verstummt. Der

Alte ist wegen seiner Weisheit und Güte hoch geschätzt. „Ich will euch eine Geschichte erzählen, wie sie meine Vorväter schon erzählt haben.“

Mit brüchiger Stimme beginnt er seine Geschichte zu erzählen. Kerim ahnt sofort, was diese Geschichte bei den anwesenden kurdischen Freunden auslösen würde. Er schaut sich um. Viele haben bereits die Augen geschlossen und lassen sich von dem Alten und seiner Geschichte in die Vergangenheit des kurdischen Volkes zurückversetzen.

Er erzählt von den Heldentaten, von der Tapferkeit und Verwegenheit früherer Kurdenstämme, und je mehr den Zuhörern diese Vergangenheit bewußt wird, desto stärker wird ihr Wille, sich aufzulehnen gegen all die Erniedrigungen, die sie tagtäglich erleiden.

Die Erregung unter den Zuhörern wächst.

Kaum hat der Alte seine Geschichte beendet, schreit Semdo voller Begeisterung auf: „Wir holen uns den Ağa und schlagen ihm das Hirn aus dem Kopf!“

Und andere stimmen mit ein.

„Auf zum Ağa“, schreien sie, „er hat uns und unseren Familien Nahrung verweigert, als wir am Verhungern waren! Los, wir räumen seine Vorratskammern aus!“

Da hebt Marif beschwichtigend die Hand. „Ich bin nur Gast in eurer Runde. Aber hört mich an! Was nützt es uns, wenn wir den Ağa töten. Polizei und Soldaten werden Jagd auf uns machen. Sie werden uns und unsere Familien töten. Sie werden vor Kindern nicht halt machen. Und? Was haben wir dann erreicht? Daß es bald keine Kurden mehr geben wird.“

„Waschweib!“ schreit eine Stimme aus dem Hintergrund.

Marif steht auf. „In wessen Augen bin ich ein Waschweib?“

Niemand meldet sich.

„Nun, wer hat mich Waschweib genannt? Er wird doch mutig genug sein, mit einem Waschweib zu kämpfen?“

Kerim greift beschwichtigend ein. „Laß es gut sein. Wir alle hier kennen deinen Namen. Die Worte wurden aus Erregung gesprochen. Versteh uns recht.

Ich hab' dir noch nicht alle Geschichten der letzten Zeit erzählt. Du weißt, daß der Ağa sich weigerte, etwas von seinen Vorräten für uns, unsere Frauen und Kinder herauszugeben. Tage später hörten wir dann plötzlich einen Schuß. Mein Sohn Memo war am schnellsten gewesen. Memo, erzähle du die Geschichte weiter.“

Memo steht auf.

„Ich vergesse es nie“, sagt er mit leiser Stimme. „Auch ich war, wie alle anderen, losgelaufen in die Richtung, aus der der Schuß zu hören gewesen war.“

Es war die Richtung, in der das Haus des Ağa liegt. Und während ich noch lief, hörte ich den zweiten Schuß. Dann sah ich das schwarze Bündel vor der Tür des Hauses des Ağa liegen. Ich habe Mehmet sofort erkannt. Am Tag zuvor hatte ich noch mit ihm zusammen gespielt, neun Jahre war er alt geworden. Jetzt lag er da, blutend, vor der Haustür des Ağa. Ich beugte mich zu ihm hinunter. Mehmet, Mehmet, flehte ich. Bewege dich nicht! Bitte, bewege dich nicht. Mein Vater wird kommen und dir helfen. Und wir werden auf dem Haus des Ağas herumtanzen, du und ich, aber jetzt bewege dich bitte nicht. Aber Mehmet war dem Tod schon zu nahe. Ich konnte es sehen. Sein Atem ging nur noch stockend, mühsam versuchte er noch, Worte zu formen, aber seine Lippen gehorchten ihm nicht mehr richtig. Ich beugte mich zu ihm hinunter, um ihn besser zu verstehen. Korn, Korn, Hunger. Immer wieder wiederholte er diese Worte. Und: Bitten den Ağa . . . Korn . . . Hilfe, er schlägt mich, Hilfe, so helft mir doch! Und er bäumte sich noch einmal in meinen Armen auf, bevor sein Kopf zur Seite fiel. Er war tot. Ich versuchte, seinen starren, toten Augen auszuweichen, und da sah ich den Ağa unter der Tür stehen. Er hatte das Gewehr noch in Händen, aber er zitterte am ganzen Körper und winselte wie ein getretener Hund. Sie haben mich zurückgehalten, sonst hätte ich ihn getötet, wie er den neun Jahre alten Mehmet getötet hat, der nur etwas Brot von ihm erbitten wollte. Verstehst du uns jetzt, Marif?“ Marif hat dem Jungen mit geschlossenen Augen zugehört.

„Rache!“ schreit da eine Stimme.

Rasim, Mehments Vater, ist aufgesprungen: „Versteh uns doch!“

Marif schüttelt den Kopf.

Aber Rasim springt auf ihn zu, packt ihn an den Kleidern: „Verstehst du denn nicht, weshalb wir uns den Ağa holen wollen? Der sitzt in seinem warmen Haus und reibt sich die Hände. Und immer wieder wird er sich die Hände reiben!“

Marif drückt den Rasenden zur Seite. „Wenn ihr das macht“, wendet er sich an die anderen Kurden, „werden noch mehr Soldaten und Jandarmas kommen. Und sie werden uns töten.“

„Wenn sie uns bekommen!“ schreit Memo.

„Sie werden zu vielen kommen, hundert, tausend Soldaten vielleicht. Und sie werden mit schweren Waffen kommen und euer Dorf zerstören. Alle Kurden-dörfer werden sie zusammenbomben, bis sie uns haben. Und auch vor unseren Frauen und Kindern werden sie nicht halt machen!“

„Wer kommt mit mir?“

Rasim geht zum Ausgang der Höhle. Viele der anwesenden Kurden springen

sofort auf. Marifs Worte gehen im allgemeinen Geschrei unter. Er wird zur Seite gestoßen; auch Kerim, der noch einmal beschwichtigend eingreifen will, wird einfach aus dem Weg geschoben.

„Holen wir uns den Ağa!“

„Jagen wir ihn in die Berge, damit die Wölfe satt werden und unsere Kinder verschonen!“

„Seid doch still!“ donnert Kerim noch einmal. „Überlegt, was ihr tun wollt! Hört doch auf Marif, den sie nicht umsonst den Berglöwen nennen!“

Aber sie hören nicht mehr auf Kerim.

Sie wollen auch nicht mehr auf den Berglöwen hören!

Und draußen, vor der Höhle, hängt der neue Tag mit roter Stirn an den Gipfeln der Berge, und ein lauer Wind trägt ihr Schreien und Rufen voraus, hinunter ins Dorf, aus dessen Häusern die Frauen kommen, die die Worte ihrer Männer aufnehmen und ihren Männern vorauslaufen, zum Haus des Ağa hin.

Und dann greifen sie nach Steinen, schleudern sie, ihren Männern noch immer ein paar Schritte voraus, gegen das Haus des Ağa, der, ein Gewehr im Anschlag, hinter dem Fenster kauert.

Marif und Kerim versuchen noch einmal, die Wütenden aufzuhalten.

„Es darf nicht zum Blutvergießen kommen!“

„Warum sollen wir ihn schonen“, antwortet Rasim, „er hat meinen Sohn auch nicht geschont.“

„Dafür wird er vor Gericht gestellt und wegen Mordes verurteilt werden!“

Rasim lacht wüst auf. „Daß ich nicht lache! Du weißt doch selbst, wie es damals zuging, als er die Bauern Mehmet, Huseyin und Aytëkin, die er irrtümlich für Schafdiebe hielt, erschossen hatte! Wen haben sie denn damals ins Gefängnis geworfen? Uns! Nur uns! Weil wir den Soldaten gesagt hatten, sie sollten den Mörder verhaften und nicht die Familien der Ermordeten!“

„Ja!“ schreit Memo. „Das Recht, das wir nicht bekommen, müssen wir uns nehmen.“

Und die Frauen klatschen in die Hände und treiben ihre Männer noch mehr an. Der Ağa zittert. Er schließt die Augen und drückt ab. Der Schuß bellt auf, eine Frau stürzt zu Boden.

„Er hat Shirin getötet! Das Schwein hat Shirin erschossen!“

Frauen kümmern sich um die tödlich getroffene Bäuerin, die Männer haben bereits die Tür des Hauses aufgebrochen. Rasim hat seinen Dolch aus dem Gürtel gerissen und brüllt: „Komm heraus, du Schwein! Zeig, daß auch du ein Kurde bist! Komm heraus!“

Auch die anderen Kurden drängen sich durch die Tür ins Haus. Kerim und Marif sehen sich verständigend an. Dann stürzen auch sie los. Marif weiß, daß er nur noch Schlimmeres verhüten kann, wenn er den Ağa in Sicherheit bringt. Marif dringt ins Haus ein, er läuft den anderen voraus, rast durch den Flur, durch das Arbeitszimmer. „Komm heraus, Ağa! Du mußt fliehen, sonst töten sie dich!“

Immer wieder ruft er. Und immer näher kommt das Geschrei der anderen Kurden, die sich auf die Wohnungseinrichtung stürzen und kurz und klein schlagen, was sie gerade in ihrer Reichweite haben.

„Ich will dir helfen!“ schreit Marif.

Aber der Ağa rührt sich nicht. Hinter einem Schrank versteckt sieht er Marif näherkommen. Er glaubt an einen Hinterhalt. Er reißt sein Gewehr hoch und drückt ab. Die Kugel zieht Marif einen blutigen Streifen über den Kopf. Bevor der Ağa durchladen kann, schleudert Marif sein Messer. Der Ağa schreit auf. Tödlich getroffen bricht er zusammen.

Marif schüttelt verzweifelt den Kopf. Er wollte einen Mord verhindern, jetzt hat er den Ağa selbst getötet. Mit hängenden Armen steht er vor dem Toten, als ihn die anderen Kurden erreichen. Sie sehen, was geschehen ist. Ihr Geschrei verstummt. Tote sind keine Feinde mehr.

Memo drängt sich zu Marif hin. „Bist du schwer verletzt?“ Marif antwortet nicht. Er dreht sich um und verläßt das Haus. Die anderen folgen ihm. Als die Frauen hören, daß Marif den Ağa getötet hat, beginnen sie zu tanzen.

Die Loblieder, die sie auf Marif singen, lassen den Berglöwen kalt. Er weiß, was nun auf das Dorf zukommen wird. Er hebt die Arme. Es dauert lange, bis er sich Gehör verschaffen kann:

„Wir müssen weg! Alle müssen wir nun fliehen!“

Viele schütteln den Kopf. Einige schreien, daß die Soldaten nur kommen sollten. Sie würden schon mit den Türken fertig werden.

Aber Marif schreit: „Ihr wißt, was sie tun werden. Wenn sie uns Männer nicht fangen, werden sie sich an den Frauen und Kindern rächen. Sie werden die Frauen und Kinder foltern, bis die unser Versteck verraten haben. Ihr wißt es doch!“

Nur sehr langsam beruhigt sich die aufgebrachte Menge.

Einige Kurden wollen immer noch nichts von den Folgen des Angriffs auf das Haus des Ağa wissen: „Wir werden hierbleiben und nicht fliehen! Sie werden uns nichts tun. Sie werden den Berglöwen jagen, weil er den Ağa erstochen hat.“

Kerim lacht gequält auf: „Ja, ja! Ihr habt nichts getan. Euch werden sie in

Ruhe lassen! Ihr habt euch nichts vorzuwerfen! Ihr habt alle keine Schuld am Tod des Ağa!“

„Doch! Aber wir haben unsere Schuld schon tausendmal gebüßt.“

Marif meldet sich zu Wort. Er weiß, wie gefährlich es wäre, wenn sich nun Haß und Zwietracht zwischen den Kurden aufträte. „Es geht nicht nur um den Ağa! Wir kämpfen für die Freiheit aller Kurden! Denn sie werden keine Ruhe geben, bis alle Kurden ausgelöscht sind! Alle!“

„Er hat recht!“ schreit Memo. „Folgen wir ihm! Kämpfen wir für die Freiheit aller Kurden, wie unsere Brüder im Irak es schon seit Jahrzehnten tun!“ Auch Kerim nickt. „Ja. Laßt uns den Fluchtweg überlegen, denn die Soldaten werden bald hier sein!“

Dieser Vorschlag findet allgemeine Zustimmung. Und bald herrscht ein noch nie gekanntes geschäftiges Treiben im Dorf. Die Bauern hasten durch die Straßen, packen, verstauen Vorräte, treiben Schafe zusammen, die sie mit auf den Weg nehmen wollen. „Ja. Nehmt Schafe mit“, sagt Kerim. „Kein Türke wird glauben, daß Nomaden, die Schafe nach Süden treiben, auf der Flucht sind.“ Und er mahnt sie zur Eile.

# IX.

*„Ob du in diesem Kloster fröhlich oder grämlich bist, du bist nicht sicher in diesem alten, ausgetretenen Kloster, da man aus diesem Kloster unabweichlich fort muß. So ist die Lust besser als der Gram und die Freude besser als die Sorge.“*

An der Spitze des Flüchtlingszuges sitzen Kinder und Frauen auf den Pferden, von denen links und rechts lange Baumstämme herabhängen, die fast den Boden berühren. An ihnen sind die schwarzen Zeltplanen aus Ziegenstoff aufgehängt, die unterwegs als Obdach dienen sollen. Die Esel tragen Hab und Gut; Memo und Semdo bewachen die Ziegen und Schafe, die im Zug mitgeführt werden. Die Männer galoppieren auf ihren Pferden den Zug entlang, vor und zurück.

„Bald werden wir die Berge erreicht haben“, sagt Memo.

Semdo nickt ihm zu. Er ist in Gedanken bei denen, die in Mezraa zurückgeblieben sind. Denn nicht alle Kurden aus Mezraa haben sich auf die Flucht gemacht. Die Angehörigen der Sippe des Ağa Kebul sind zurückgeblieben, denn sie glauben, daß die türkischen Soldaten ihnen nichts tun werden. Aber auch viele alte Kurden, die dieser Sippe nicht angehören, blieben im Dorf, weil sie glauben, ihr Alter würde sie vor der Wut der Jandarmas und Soldaten schützen.

Plötzlich sieht Memo auf einer Anhöhe einen Mann. Er macht die anderen auf ihn aufmerksam. Aber es ist kein Späher der Jandarmas, wie sie zuerst befürchtet hatten, sondern Bewaren, Leylas Vater, der sich noch einmal von seiner Tochter verabschieden will.



Sie reiten weiter. An einer Felsnase angelangt, deutet Marif hinunter in eine Schlucht, in der sich ein kleiner Pfad in den Felstrümmern verliert.

„Dort hinunter müssen wir!“

„Und wie geht es dann weiter?“

„Wenn wir am Fluß angelangt sind, reiten wir südlich zurück in Richtung Beytüssebab.“

„Aber dann laufen wir den Türken ja geradewegs in die Arme!“

Marif schüttelt den Kopf: „Nein. Die suchen uns dort bestimmt nicht. Die gehen doch davon aus, daß wir so weit wie möglich von Beytüssebab weg wollen.“

Fünf Stunden reiten sie. Dann legen sie eine kurze Rast ein, alle bekommen Wasser, ruhen sich aus. Dann geht es weiter. Marif mahnt zur Eile.

„In acht Stunden müssen wir an Beytüssebab vorbei sein“, sagt er.

Kerim nickt zustimmend.

„Memo“, sagt er zu seinem Sohn, „dann mußt du nach Elcam vorausreiten. Dort geh zum Bauern Mahmut und sag ihm, daß wir Schutz bei ihm suchen.“

Memo nickt. Aber er möchte Semdo mitnehmen.

„Nein, Semdo, du bleibst hier! Memo, nimm deine Waffe mit, auf, auf, wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Sie folgen dem kleinen Feldweg, der durch die Ebene an Beytüssebab vorbeiführt. Der Tag legt sich schlafen. Die Nacht schleicht schwarz von den Bergen herunter, nur im Westen schimmert der Himmel noch rötlich.

„Los jetzt“, befiehlt Kerim seinem Sohn.

Im Schutze der Dunkelheit nähert sich Memo dem Dorf Elcam. Dort rührt sich nichts. Licht aus den Häusern fällt auf die Straße, Memo beginnt zu pfeifen, um den Eindruck eines harmlosen Spaziergängers zu erwecken. Eine alte Frau tritt ihm in den Weg:

„Hallo, Reisender, wohin geht dein Weg?“

„Ich komme von den Bergen und suche den Bauern Mahmut.“

Sie zeigt ihm den Weg. Memo geht auf das noch beleuchtete Haus zu, sein Herz klopft.

„Hallo?“

„Wer ist da?“ Eine tiefe Stimme antwortet ihm.

„Gute Gäste.“

Sofort öffnet sich die Tür. Ein hochgewachsener Mann bittet Memo ins Haus.

„Komm herein, ich werde noch eine Lampe anstecken!“

Memo hat Angst. Von der Feuerstelle hört er eine Frauenstimme: „Ich kenne dich nicht.“

„Ich komme von den Bergen.“

„Bist du aus Mezraa?“

„Ja.“

Eine lange Sekunde herrscht Schweigen. „Komm, setz dich“, sagt Mahmut dann.

Memo erklärt den Grund seines Besuchs. „Mein Vater wartet mit den anderen Flüchtlingen keine hundert Schritte vor dem Dorf. Kannst du uns Schutz für die Nacht gewähren?“

Mahmut schüttelt nachdenklich den Kopf. „Lange bleiben könnt ihr aber nicht. Heute nacht sind schon Hirten aus dem Irak gekommen. Da schau!“

Er schlägt eine Decke aus Ziegenhaar zur Seite, die den Eingang zum Nebenzimmer abdeckt, und deutet auf fünf Gestalten, die eng nebeneinander auf dem Fußboden kauern. „Sie sind müde. Sie waren fünfzehn Stunden unterwegs.“

Memo nickt.

„Aber geh zu deinem Vater und sag ihm, daß ihr als Gäste willkommen seid. Wenn Kranke dabei sind, findet sich für die auch noch ein Platz im Haus. Die anderen können im Garten hinterm Haus nächtigen.“

Er schickt Memo wieder hinaus in die Nacht. Leise huscht der Junge zurück zu seinen Freunden.

„Das hat aber lange gedauert“, sagt sein Vater.

„Er kann uns nur eine Nacht lang aufnehmen“, erklärt Memo, „denn es sind bereits Kurden aus dem Irak in seinem Haus, die unterwegs nach Mardin sind.“

Aber Marif fordert die Kurden schon auf, sich auf den Weg zu Mahmut zu machen. Die Ankunft der Gruppe erregt einiges Aufsehen. Im Nu stehen kurdische Frauen vor den Haustüren. Schlaftrunken hängen die Kinder an ihren Rockschoßen.

Freundlich werden sie vom Bauern Mahmut aufgenommen. Seine Frau bietet Tee an. Kerim und Marif erzählen Mahmut, was in Mezraa vorgefallen ist. „Bist du nicht mit meinem Sohn in die Schule gegangen“, will plötzlich Mahmut von Memo wissen.

Memo schaut ihn fragend an. „Ich?“

„Ja du. Du kennst doch Lezgin?“

„Klar.“

„Er würde sich freuen, dich zu sehen!“

„Wo ist er denn?“

„Sie haben ihn verhaftet, weil man eine Pistole in seinem Besitz gefunden

hat. Jetzt ist er auf der Polizeistation, aber morgen werden sie ihn ins Gefängnis nach Adana bringen.“

„Verflucht“, sagt Memo.

Er gibt Semdo mit einem Wink zu verstehen, daß er alleine mit ihm sprechen möchte, steht auf und geht zur Haustüre hin. „Ich muß noch ein bißchen Luft schnappen“, sagt er.

Semdo folgt ihm.

Sterne am Himmel machen die Nacht hell. Kreischen von Raben und Jaulen von Hunden ist zu hören. Die Nacht ist laut. Drinnen sprechen die Männer noch miteinander.

„Laß uns zur Polizeistation gehen“, flüstert Memo.

„Was willst du denn dort?“

„Ich muß Lezgin sprechen!“

„Aber sie werden ihn bewachen!“

„Trotzdem. Oder hast du Angst?“

„Angst? Ich? Du weißt, daß ich keine Angst habe. Von mir aus.“

„Dann komm.“

„Aber weißt du überhaupt, wo die Jandarma-Station ist?“

„Ja. Also los!“

„Und wenn sie dich schnappen?“

„Dann rennst du weg.“

Die beiden Jungen laufen los.

„Wir tun so, als wären wir auf dem Heimweg! Dann schöpft niemand Verdacht.“

Semdo nickt.

Die Polizeistation liegt zwischen Elcam und Beytüssebap am Fluß. Semdo bleibt stehen. „Dort drüben ist es wohl?“

„Ja. Vielleicht kann ich mich unbemerkt anschleichen?“

„Laß mich mitkommen!“

„Nein. Warte du hier. Wenn sie mich schnappen, rennst du zurück zu den anderen und sagst Bescheid.“

Semdo will seinen Freund noch einmal überreden, das gefährliche Vorhaben aufzugeben. Aber Memo ist davon nicht abzubringen. Er erhebt sich und schlendert pfeifend, um ja harmlos zu wirken, auf die Polizeistation zu.

Kaum hat er den Bau erreicht, beginnt er Lezgin's Namen zu rufen.

„Scher dich weg, du Ratte“, befiehlt eine Stimme.

Aus dem weißgekalkten Haus tritt ein Soldat. „Verschwinde hier! Du hast hier nichts zu suchen!“

„Ich will doch nur wissen, wie lange Lezgin noch hierbleiben muß!“

„Das geht dich nichts an! Verschwinde!“

„Aber der Lehrer wird schimpfen, wenn Lezgin in der Schule fehlt!“

„Schule? Was braucht ihr dreckigen Kurden überhaupt eine Schule? Hier drinnen seid ihr besser aufgehoben!“

Memo macht einen Schritt auf den Wachsoldaten zu. Er greift in seine Jackentasche und holt einen Geldschein hervor.

„Hier, das soll ich dir von meinen Eltern geben“, sagt er und reicht dem Soldaten den Geldschein.

Kritisch schaut der auf den Schein, dann wieder auf Memo: „Gut. Aber nur für zehn Minuten!“

Dann dreht er sich um.

Memo läuft zum vergitterten Fenster hin. „Lezgin! Lezgin!“ ruft er.

Eine Hand klammert sich ans rostige Gitter.

„Hallo, Memo? Was suchst du denn hier?“

„Ich hab mir frei genommen“, sagt Memo laut. Und leise, damit es der Soldat nicht hören kann: „Wir sind auf der Flucht. Dein Vater hat mir gesagt, daß du hier bist. Ich soll dich grüßen!“

„Das ist schön“, antwortet Lezgin laut. „Ich erhole mich hier auch ein bißchen!“

„Wo wollt ihr hin?“ fragt er dann leise weiter.

„In die Berge“, antwortet Memo ebenso leise, „mehr kann ich nicht sagen. Versuche nachzukommen, wenn du hier rauskommst!“

Plötzlich spürt Memo einen harten Griff an seinem Hals.

„Wen haben wir denn da?“ will eine Stimme wissen.

Zappelnd versucht sich Memo aus dem Griff zu befreien. Aber die Hand greift immer härter zu, schnürt ihm die Luft ab.

„Lassen Sie mich los!“ schreit er.

„Später vielleicht, aber zuerst wollen wir mal wissen, wen wir hier haben.“

Memo wird vom Gitterfenster weggerissen, in die Wachstube dirigiert. Das Licht blendet ihn. Am kleinen Tisch sitzt der Soldat, dem er vorhin das Geld gegeben hat, und tut so, als sähe er Memo zum ersten Mal.

Memo schaut seinen Gegner an.

„Weißt du, wer ich bin?“ will der wissen.

Memo schüttelt den Kopf.

„Ich bin Leutnant Gürel. Ich bin hier das Gesetz!“

Leutnant Gürel verzieht keinen Muskel in seinem Gesicht. „Wie heißt du?“ will er wissen.

„Mustafer Soysal“, antwortet Memo.

„Und woher kommst du?“

„Aus Cizre.“

„Zeig deine Papiere!“

„Ich habe keine.“

„Und wie soll ich dir dann glauben?“

„Ich bin's eben“, sagt Memo trotzig.

Im selben Augenblick packt ihn der Leutnant und wirft ihn zu Boden.

„Ich werde die Wahrheit schon aus dir herausbekommen“, faucht er und bindet Memo die Füße zusammen.

Er pfeift. Weitere Soldaten kommen in die Wachstube gerannt. Der Leutnant deutet auf den gefesselten Memo: „Er will nicht reden!“

Und dann schlagen die Soldaten zu. Sie zielen auf Memos Fußsohlen. Zuerst verspürt Memo nur hartes Klopfen, das zu brennen beginnt, aber die Schläge werden immer stärker, treffen ihn nun auch in den Magen, am Kopf. Memo versinkt in Bewußtlosigkeit.

Stunden später, die Sonne brennt schon vom Himmel, kommt er wieder zu sich. Über sich sieht er das grinsende Gesicht des Leutnants. Memo spürt wilde Stiche in seinem Körper. Hände zerran ihn hoch, schleifen ihn hinaus auf den Platz vor dem Gefängnis, werfen ihn dort in die gleißende Sonne.

„Kurde, jetzt wirst du unser Reitpferd sein“, sagt der Leutnant.

Memo will schreien. Ein Soldat hockt sich auf seine Schulter. „Lauf, mein Pferdchen, lauf!“ befiehlt er.

Memo torkelt vorwärts. „Schneller, verdammter Kurde“, schreit der Soldat und schlägt mit dem Gewehrkolben zu.

Memo bricht zusammen.

Der Leutnant geht ans Telefon in der Wachstube. Nach einem kurzen Gespräch kommt er zurück.

„Schlag zu“, befiehlt er dem Soldaten.

Und der beginnt auf den bewußtlosen Memo einzuschlagen, schlägt blindlings auf den am Boden Liegenden. Der Schmerz holt Memo aus seiner Ohnmacht zurück.

„Wer bist du?“ hört er die Stimme fragen.

„Ich bin Memo Kerim aus Mezraa“, schreit er.

Der Leutnant winkt. Der Soldat, kurzatmig geworden, hält im Schlag inne. Wieder geht der Leutnant ans Telefon. Nach kurzer Zeit kommt er mit freudestrahlendem Gesicht zurück.

„Werft ihn auf den Jeep“, befiehlt er. „Auf die Kerims warten sie schon in Diyarbakir!“

Die Fahrt nach Diyarbakir dauert nicht lange. Vor einem zweistöckigen Haus halten sie an. An Palmen vorbei, die den Eingang zum Polizeipräsidium säumen, schubst man ihn in ein Büro, in dem sechs Beamte in Zivil sitzen.

„Hier ist der Gefangene Memo Kerim.“

Die Zivilisten nicken.

„Unterschreibt, daß ihr ihn bekommen habt!“

Ein großer Beamter, mit dumpfem Gesicht und gelber Gesichtsfarbe, unterschreibt den Zettel, den ihm einer der Soldaten, die Memo hierher gebracht haben, hinhält. Dann stößt er Memo auf einen Stuhl, befiehlt ihm, eine schwarze Kapuze aufzusetzen.

„Setz sie richtig auf!“ schreit der Beamte und schlägt zu. Memo kann nichts mehr sehen. Hände reißen ihn vom Stuhl, bringen ihn eine Treppe tiefer, stoßen ihn dort in einem anderen Raum.

„Bleib stehen! Wie heißt du?“

Memo antwortet.

„Wenn du früher schon einmal bestraft worden bist oder in einem Gefängnis gesessen hast, dann nenne Datum und Grund!“

Memo erklärt, daß er zum ersten Mal mit der Polizei zu tun habe. „Und das ist ein Irrtum. Ich wollte nur meinen Freund besuchen!“

Sofort erhält er einen Schlag ins Gesicht. „Zieh dich aus!“

Er gehorcht.

„Was wolltest du von deinem Freund?“

„Nichts.“

Sie schlagen ihn mit Stahlruten.

Memo schreit.

„Schlagt fester zu!“

Memos Stimme überschlägt sich, geht in ein kleines Wimmern über. Er stürzt zu Boden, als ihn die Hände loslassen, die ihn festgehalten haben, damit er den Schlägen nicht ausweichen konnte.

„Das ist nur der Anfang, kleiner Kurde“, sagt die Stimme.

„Ich weiß nichts. Ich weiß nichts“, jammert Memo. „Ich bin doch noch ein Kind!“

*Eindrücke, die für sich selber sprechen*







# X.

*„Ist nachtfarbener Grund ringsum, oder eine Schrift oder Staub?  
Oder sind es müde Bienen, deren Füße im Honigladen stecken?“*

Tagelang quälen sie Memo, der schreiend auf alle ihre Fragen immer nur wieder beteuert, nicht zu wissen, wohin sich die Kurden unter der Führung seines Vaters in Sicherheit gebracht hätten.

„So kann das nicht weitergehen“, schimpft der Gelbgesichtige.

Atsis Korkmas, ein Journalist, der schon oft für die türkische Polizei tätig geworden ist, schaut ihn fragend an. Plötzlich zuckt es in den Augen des Beamten.

„Du mußt uns helfen!“ sagt er zu Korkmas.

„Und wie? Soll ich den Kurdenjungen ausquetschen?“

„Nein. Du sollst ihn befreien!“

„Was soll ich?“

Der Beamte beugt sich zu dem Journalisten hin.

„Befrei ihn. Dann wird er dich zu seinen Leuten führen!“

„Und wie soll ich das tun?“

*Kinder aus Urfa:*

*Oben: Die Fliegen übertragen die Augenkrankheit Trachom, die Blindheit hervorruft*

*Unten links: Das Zelt ist voller Rauch — draußen ist es eiskalt*

*Unten rechts: Winter unter Nomaden*

„Ich verschaffe dir schon eine Gelegenheit!“

Korkmas zieht die Bügelfalten seines weißen Leinenanzuges gerade. Dann steht er auf, streicht sich durch die schwarzen, vor Pomade glänzenden Haare.

„Das wird nicht klappen“, sagt er.

„Verdammt noch mal!“ schreit der Beamte. „Ich muß rausbekommen, wohin sich die Kurdenbande verzogen hat! Nach neuesten Berichten soll sie von einem irakischen Rebellen, den sie den Bergglöwen nennen, geführt werden.“

„Ich wüßte da eine andere Möglichkeit!“

„Und welche?“

„Ich werde eine Reportage über die Kurden schreiben.“

„Was?“

„Ja. Ich werde in die Berge fahren und erklären, daß ich eine Reportage über die Kurden machen will, damit alle Welt erfährt, wie sehr sie unterdrückt werden.“

Die Stimme des Beamten wird leise: „Ist das denn deine Meinung auch?“

„Nein!“ Korkmas beginnt zu stottern. „Das weißt du doch. Du kennst doch meine Meinung. Aber wenn du erfahren willst, wo sich die Bergtürken aufhalten, dann bleibt mir kein anderer Weg.“

„Ich will's hoffen!“

„Und was bezahlt ihr?“

„Bezahlen? Du bekommst doch eine heiße Geschichte. Und für die bekommst du Geld von deiner Zeitung.“

„Aber es ist gefährlich, in die Berge zu gehen.“

„Gut. Sechstausend?“

„Nur?“

„Sechstausend. Und keine Lira mehr!“

Korkmas nickt.

„Und die bekommst du auch nur, wenn du uns ein paar Bilder von den Anführern der Kurden bringst.“

Korkmas nickt noch einmal.

Am nächsten Tag steht vor seiner Haustür ein grüner Renault ohne Nummernschild. „Idioten!“ flucht Korkmas vor sich hin. „Da wissen doch alle sofort, daß das ein Auto des Geheimdienstes ist!“ Aber dann macht er sich doch auf den Weg. Denn er weiß, daß niemand es wagen wird, sich ihm in den Weg zu stellen, wenn er mit diesem Auto vorfährt.

Vor dem Polizeipräsidium hält er noch einmal, winkt dem gelbgesichtigen Beamten zu, der gerade Memo mit einem Tritt auf die Straße stößt.

Memo rappelt sich auf.

„Lauf, du Hund“, schreit der Gelbgesichtige.

Und Memo beginnt zu laufen. Seine Fußsohlen brennen. Aber er läuft so schnell, wie er noch nie in seinem Leben gelaufen ist, weil er Angst hat, zurückgeholt zu werden. Er kann es noch immer nicht begreifen, daß er wieder frei sein soll.

„Ich hab' ihn laufen lassen“, sagt der Gelbe zu Korkmas. „Aus dem war nichts rauszuholen.“

Korkmas nickt.

„Jetzt liegt alles nur an dir“, droht der Beamte.

Und wieder nickt Korkmas. Dann gibt er Gas.

Über den Ziya-Gökalp-Bulvar führt seine Fahrt in Richtung Silvan. Hier ist die Straße noch asphaltiert. Der Motor des Wagens brummt einschläfernd. Zu Seiten der Straße arbeiten Bauern auf riesigen Melonenfeldern. Korkmas beachtet sie nicht.

„Bald ziehe ich nach Ankara“, malt er sich aus und gibt noch mehr Gas.

In Silvan tankt er den Wagen voll und fährt dann, nach kurzer Pause in einem kleinen Lokantasi, wo er eine Cola getrunken hat, weiter in Richtung Batman.

Neun Stunden ist er unterwegs. Endlich hat er die ersten Berge erreicht, und hier, hinter Uludere, muß er den Fuß vom Gas nehmen und seine Fahrt verlangsamen, da die staubige Landstraße mit ihren vielen Löchern und Höckern eine schnellere Fahrt nicht mehr zuläßt.

Staub wirbelt auf. Ab und zu überholt er Militärkonvois, bis er endlich Beytüssebab erreicht, das wie eine belagerte Stadt aussieht.

Mindestens tausend Soldaten müssen sich hier aufhalten, denkt er und greift zum Funktelefon in seinem Wagen, um Oberst Faik Kelliçan Bescheid zu geben, daß er sein erstes Ziel erreicht hat.

„Ich werde jetzt Kontakt aufnehmen“, sagt er.

Er stellt seinen Wagen vor einem Kaffeehaus ab, schlendert dann gemütlich an den kleinen Lehmhäusern vorbei, klopft an eine Tür.

„Hallo! Mach auf, Necmettin!“

Ein kleines Kind öffnet ihm.

„Ist dein Vater nicht da?“

„Wer bist du?“

„Ich bin aus Diyarbakir! Sag deinem Vater, daß Korkmas da ist.“

Mißtrauisch schlägt ihm das Kind die Türe wieder vor der Nase zu. Korkmas flucht. Aber dann öffnet ihm endlich Necmettin.

„Was willst du?“

„Ich will eine heiße Geschichte schreiben und brauche dich.“

Mißtrauisch schaut Necmettin den Journalisten an. „Heiße Geschichten? Hier sind alle Geschichten, die über die Wahrheit berichten, heiß. Aber komm rein und nimm einen Tee!“

Korkmas folgt dem Hausherrn.

Der befiehlt seiner Frau, für den Gast Tee aufzubrühen.

Korkmas hat am Tisch Platz genommen.

„Ich will eine Reportage über die Kurden schreiben“, erklärt er und streckt die Füße weit von sich.

„Ich versteh’ dich nicht! Du willst über die Kurden schreiben? Aber hier ist doch verbotene Zone! Hier durfte doch noch nie ein Journalist rein!“

„Ich bin eben da.“

Korkmas schlürft seinen Tee. „Weshalb sind so viele Soldaten hier?“

„Ich weiß nicht. Sie suchen jemanden.“

„Wen?“

„Ich weiß es wirklich nicht.“

„Sicher einen Banditen oder?“

„Kann sein.“

„Komm, Necmettin, tu nicht so! Ich brauche Material für meine Geschichte. Du weißt doch, daß sie die Leute aus Mezraa suchen! Also: Ich möchte mit den Flüchtlingen sprechen. Sie sollen sich in die Berge zurückgezogen haben?“

„Vielleicht.“ Necmettin zuckt mit den Schultern und gießt seinem Gast Tee nach.

Plötzlich kommt ein junger Mann ins Zimmer. Er flüstert Necmettin etwas ins Ohr. Necmettin schaut kurz auf Korkmas, der so tut, als genieße er den warmen Tee.

„Am besten, du schläfst dich erst einmal aus. Ich lasse dir ein Lager herrichten.“ Necmettin ist plötzlich kurz angebunden. Zwar weiß er schon seit langem, daß man dem Journalisten Kontakte zur türkischen Geheimpolizei nachsagt, aber daß er jetzt mit dem Auto des türkischen Geheimdienstes angekommen ist, macht ihn noch mißtrauischer. Er versucht, sich nichts anmerken zu lassen.

„Gute Nacht“, sagt er und verläßt das Zimmer.

Korkmas gähnt. Er ist wirklich müde. Die lange Fahrt hat ihn schläfrig gemacht.

Kurze Zeit später schon ist er eingeschlafen, und er schläft so fest, daß er nicht einmal hört, wie Necmettin noch einmal das Zimmer betritt und leise die Sachen und Kleider des Journalisten durchsucht.

Aber nichts ist zu finden.

Das Geknatter von Hubschraubermotoren weckt den Journalisten. Schlaftrunken reibt er sich die Augen und sieht Necmettin an seinem Bett sitzen. „Du kannst heute nach Tuncula gehen“, sagt er. „Ein Freund von mir wird dich begleiten. Du gehst dort zum Teehaus am Ende der Straße. Vor der Jandarma-Station wird man dich ansprechen. Man wird dich dann dorthin bringen, wohin sich die Soldaten nicht wagen und wo sie auch mit ihren Hubschraubern nichts ausrichten können.“

„Zu den Kurden also?“

„Ja. Sie haben schon sechs Jandarmas erschossen. Sie kennen kein Erbarmen mit Fremden.“

In Necmettins Stimme schwingt ein drohender Ton mit. Korkmas ist noch nicht wach genug, um das zu merken. Er steht auf, beginnt sich anzukleiden.

„In zwei Tagen“, sagt Necmettin, „bist du wieder hier. Ich habe alles organisiert.“

Necmettin winkt zur Türe hin. Ein junger Kurde tritt ins Zimmer, dessen Gesicht von Bartstoppeln überwuchert ist.

„Er wird dich führen“, sagt Necmettin.

Die Sonne brennt schon heiß, obwohl es noch früh am Morgen ist. Überall auf den Straßen sieht man Soldaten. Korkmas folgt dem jungen Kurden, der ihn zielbewußt durch die Straßen schleust, hin zur Jandarma-Station, wo Korkmas plötzlich eine Stimme hinter sich hört: „Tu so, als würden wir uns nicht kennen! Dreh dich nicht um. Bleib stehen und warte, bis ich an dir vorbei bin. Dann folge mir, bis wir das Dorf hinter uns haben!“

Der Journalist gehorcht.

Nach etwa einer Stunde Fußmarsch bleibt er stehen.

„Kannst du nicht langsamer gehen, Kurde?“

Der fremde Kurde dreht sich nach ihm um: „Wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Korkmas zuckt mit den Schultern. Das Kassettengerät und der Fotoapparat schlagen bei jedem Schritt gegen seine Hüfte. Stunden vergehen.

Korkmas hat jedes Gefühl für Zeit verloren. Er geht hinter dem Kurden her, bis sie endlich vor einer Hängebrücke stehenbleiben, die eine Schlucht überspannt.

Die Brücke ist aus Bambusstäben gebaut. Auf der gegenüberliegenden Seite kann Korkmas Höhlen erkennen, die in die schroff abfallenden Hänge gegraben sind.

Vor den Höhlen sitzen Frauen und Kinder. Männer sind keine zu sehen.

„Er kommt als Freund!“ ruft sein Begleiter.

Die Brücke schwankt gefährlich. Sekundenlang muß der Journalist die Augen schließen, weil es ihm graut vor der Tiefe der Schlucht. Endlich haben sie die gegenüberliegende Seite erreicht. Ein großer Kurde baut sich plötzlich vor ihm auf. Er trägt die kurdische Nationaltracht und einen Turban.

„Er ist Journalist“, erklärt Korkmas' Begleiter. „Er will über die Kurden schreiben.“

„Will er spionieren?“

Der große Kurde kneift die Augen zusammen.

„Nein, nein!“ beeilt sich der Journalist zu sagen, demütig, was genau das Gegenteil bewirkt. Das Gesicht des Kurden wird noch verschlossener und feindlicher, und schon spürt Korkmas Gewehrstöße in seinem Rücken.

„Daß ich nicht lache! Du darfst in deiner Zeitung doch noch nicht einmal das Wort ‚Kurde‘ ausschreiben!“

Dann wird der Journalist in eine Höhle getrieben.

Fragen prasseln auf ihn ein. Niemand der Anwesenden scheint ihm Glauben zu schenken.

„Tu doch nicht so, als würden wir verfolgt, weil wir irgendwelche anatolischen Bergbauern sind! Wir werden doch nur verfolgt, weil wir Kurden — Kurden! verstehst du — sind!“

„Nein, das verstehe ich nicht!“

„Du wirst es schon noch verstehen! Komm mit!“

Korkmas folgt dem Befehl des Kurden sofort. Andere Kurden, von denen er nicht weiß, woher sie plötzlich aufgetaucht sind, nehmen ihn in die Mitte. Sie gehen in eine andere Höhle. Er zittert vor Angst.

„Wir könnten auch in eine andere Höhle gehen“, sagt der große Kurde. „Überall in den Höhlen hier haben sich kurdische Bauern versteckt, die aus ihren Heimatdörfern fliehen mußten.“

Frauen und Kinder lagern in der Höhle. Die Männer haben sich um den Journalisten aufgestellt.

„Stell deine Fragen“, sagt der große Kurde. „Ich bin Kerim.“

Korkmas erschrickt. „Kerim?“

„Ja, der“, sagt Kerim, der das Erschrecken des Journalisten bemerkt hat. Suchend schaut Korkmas um sich.

„Und du? Wer bist du?“ will er von einem anderen Kurden wissen.

„Ich bin Mustafa aus Mauxurran.“

„Nicht aus Mezraa?“

„Nein.“

„Aber warum bist du dann hier?“

„Einem Freund von mir haben die Staatsbanditen mit dem Messer in die Hoden gestochen, und dann haben sie ihm an den Ellenbogen die Arme durchgeschnitten.“

„Du übertreibst!“

„Ich übertreibe? Frag mal die Frauen hier!“

Der Kurde wendet sich einer am Boden kauern Frau zu: „Sag du dem Schreiberling einmal, weshalb du hier bist!“

Die Frau steht nicht auf. Ohne aufzuschauen, sagt sie mit monotoner Stimme: „Sie haben meinen Mann geschlachtet, richtig geschlachtet. Sie haben ihn auf einen Lkw geladen und weggefahren!“

Korkmas will es nicht glauben. Fassungslos vor Entsetzen schaut er wie hilflos um sich.

„Dich kenne ich“, sagt er plötzlich zu Memo, der, angetan mit einem dicken Verband am Boden liegt. „Du warst in Diyarbakir im Gefängnis.“

Jäh verstummt er. Wenn sie ihn jetzt fragen, weshalb er Memo im Gefängnis gesehen hat? Aber einer der Kurden flüstert:

„Und dich kennen wir auch! Wir wissen, daß du für den türkischen Geheimdienst arbeitest. Aber du sollst uns zuhören. Du wolltest doch nur wissen, wie es uns Kurden geht.“

Korkmas nickt verzweifelt.

„Woher kommst du?“ fragt er einen anderen Kurden, der ein kleines Kind auf dem Schoß hat, nur um sich reden zu hören. „Kommst du auch aus Mauthurran?“

„Nein. Ich bin Bauer, ich komme aus Yasinca.“

„Wo liegt denn das?“

„In der Nähe von Bismil.“

„Und weshalb bist du denn hier?“

„Letzten Monat sind sie in unser Dorf gekommen. Der Ağa hatte sie gerufen, weil man sein Haus geplündert hatte. Sie haben meine Mutter mitgenommen, fünfzig Jahre ist sie alt, und als sie zurückkam, war ihr Körper voller blauer Flecken. Sie haben gesagt, daß sie eine Zuhälterin sei. Sie hatte sich auf den Boden in der Polizeistation legen müssen, den Rock hochheben müssen . . . stundenlang haben sie sie geschlagen.“

Korkmas will es immer noch nicht glauben. Bevor er eine neue Frage stellen kann, schaltet sich eine Kurdin, die sich im Hintergrund hält, ein:

„Ich bin aus Mezraa. Du weißt, daß Marif unseren Ağa erstochen hat. Ich bin im Dorf zurückgeblieben, weil ich meine alte Mutter nicht allein lassen wollte. Die Jandarmas sind gekommen. Wir mußten uns alle vor dem Haus des

Ağa aufstellen. Sie befahlen, den Priester, der auch im Dorf geblieben war, zu rufen. Wir haben gejammert. Es hat nichts genützt. Unser Melle und unser Priester mußten sich in der Mitte der Straße aufstellen, dann haben die Soldaten die Bärte der beiden Alten zusammengebunden und sie angezündet. Und ein Leutnant hat uns gezwungen, unsere Kinder mit Ochsenmist einzureiben.“

Die Frau beginnt zu weinen.

In Korkmas Gehirn beginnt es zu arbeiten.

Auch er hatte immer geglaubt, was Regierungsstellen bekanntgaben, wenn Einsätze von Soldaten gegen die Kurden nicht mehr zu verheimlichen waren: daß es sich bei den Kurden um wilde Mörder- und Räuberstämme handelte; daß man nicht gegen die Kurden, sondern nur gegen Mörder und Banditen vorgehe.

Er torkelt aus der Höhle. Niemand hält ihn auf.

„Wir sind aus Ortadirek“, hörte er eine Stimme rufen. „Sie haben unsere Frauen und Kinder verprügelt, weil wir keine Papiere für unsere Schafe hatten.“

„Und ich bin Sehim Esen aus dem Dorf Deklidiz. Frag meine Frau. Man hat sie nachts zur Schau gestellt und mit Bastonadenhölzern ausgepeitscht!“

„Und einen Bauern aus Hasanheyl haben sie beschnitten.“

„Und in Küfrak haben sie uns gezwungen, auf unseren Frauen herumzutanzten!“

„Und . . .“

Korkmas kann es nicht mehr hören! Er hält sich beide Ohren zu. Aber ein Hirte springt auf ihn zu, reißt ihm die Hände von den Ohren und schreit: „Schreib es in deiner Zeitung, Schreiber! Ich komme aus Rasvat. Unser Ağa und die Jandarmas haben uns gezwungen, auf dem Boden zu kriechen, uns im Schmutz zu wälzen, damit wir dreckige Kurden wurden. Und alle, auch die Kinder, mußten schwere Steine tragen, und dann haben sie uns entkleidet und geschlagen. Und unserem Melle haben sie eine Schnur um sein Geschlechtsteil gebunden, und daran mußte ihn seine Frau im Dorf herumführen! Deshalb sind wir hier!“

Unvermittelt läßt der Hirte den Journalisten wieder los. Korkmas taumelt, droht zu stürzen.

Die Kurden kümmern sich nicht um ihn. In seinem Kopf beginnt es zu kreisen. Irgend etwas drängt ihn, den Kurden jetzt zu erzählen, weshalb man ihn hierher geschickt hat. Und er beginnt zu reden, bittet um Verzeihung: „Ich habe nichts geahnt. Glaubt mir, nur wenige wissen von eurem Schick-



sal.“ Die Kurden stehen schweigend um ihn herum. Sie schätzen seine Aufrichtigkeit und glauben ihm.

Nur Memo, der sich auf Semdo gestützt aus der Höhle geschleppt hat, fordert: „Bringt ihn um! Er ist ein Spitzel der Türken! Jetzt schreit er nur, weil er Angst vor uns hat.“

Marif, der sich die ganze Zeit über im Hintergrund gehalten hat, reißt Memo, der sich auf den Journalisten stürzen will, zurück:

„Na — Nein! Vielleicht meint er es wirklich ehrlich. Und vielleicht berichtet er wirklich, wie man mit uns Kurden umspringt. Er soll es schreiben! Wörter sind auch Waffen! Wörter sind auch geladene Pistolen! Er soll berichten, was mit den Kurden geschieht, die ganze Welt soll es erfahren!“

Korkmas nickt. „Ich werde darüber berichten“, sagt er.

Und die Anwesenden glauben ihm.

„Willst du noch Fotos von uns machen?“ fragt einer der Kurden.

„Nein“, antwortet Korkmas. „Wenn die Bilder in falsche Hände geraten . . .“

„Willst du noch etwas trinken, bevor du zurückgehst?“

Korkmas nickt.

Später, begleitet von Semdo, macht er sich auf den Rückweg.

„Laß ihn nicht aus den Augen“, hat Memo Semdo zugeflüstert.

Es dauert Stunden, bis die beiden Beytüssebap wieder erreicht haben. Korkmas verabschiedet sich von Semdo.

„Paß auf, daß sie dich nicht kriegen“, sagt er und deutet auf die vielen Soldaten, die in kleinen Gruppen in den Straßen zusammenstehen.

Semdo nickt. Dann dreht er sich um, um den Ort wieder zu verlassen. Aber er geht nur bis zur nächsten Straßenecke, dann macht er wieder kehrt und sieht gerade noch, wie Korkmas den gefürchteten Geheimdienstchef begrüßt und mit ihm in der Wachstation verschwindet.

Kaum hat Korkmas im Büro Platz genommen, fordert der Oberst ihn auf, die Filme mit den Fotos der Anführer der Kurden herauszugeben.

„Leider haben wir dich und deinen Führer kurz hinter diesem verdammten Kurdendorf Mezraa aus den Augen verloren. Also sag: Wo sind die Filme? Und wo haben sich diese verdammten Kurden verkrochen?“

Korkmas wehrt ab: „Die Filme bekommst du schon noch. Aber nicht hier. Ich werde sie persönlich nach Diyarbakir bringen. Und wo sich die Kurden versteckt haben, weiß ich nicht, ihr werdet sie nie kriegen. Sie sind nämlich in einer Erdspalte verschwunden! Einfach verschwunden!“

Korkmas weiß nicht, woher er den Mut nimmt, so mit dem Obersten zu reden.

„Wirklich, Herr Oberst“, sagt er, „Allah wird sie zur Strafe für ihre Aufässigkeit verschluckt haben!“

„Ich warne dich, Korkmas!“ Der Türke verzieht sein Gesicht zu einem gefährlichen Grinsen. „Wir haben dich hingeschickt, damit du Informationen für uns sammelst. Nicht, damit du mit frechen Reden zurückkommst!“

Er zündet sich eine Zigarette an.

„Und jetzt raus mit dem Filmen!“

„Die muß ich doch erst entwickeln!“

„Nein. Das werden wir selbst tun! Also raus damit!“

„Nein. Oder soll ich vielleicht in meiner Zeitung schreiben, welche Abmachung ich mit der Geheimpolizei getroffen habe? Daß ihr mich unter dem Vorwand, eine Reportage über die Kurden zu schreiben, zu den Kurden geschickt habt, um endlich deren Anführer und Schlupfwinkel kennenzulernen?“

Er schaut den Obersten ohne Furcht an.

Er weiß, daß man ihn, der er kein Kurde ist, nicht so einfach verschwinden lassen kann.

Und der Oberst nickt auch. „Gut. Wann willst du zurückfahren?“

„Jetzt ist es zwei Uhr. Ich möchte eigentlich heute nacht schon wieder zurück sein. Also muß ich sofort losfahren!“

„Dann bis morgen!“

„Ja.“

Obwohl Korkmas hundemüde ist, weiß er, daß es besser für ihn ist, Beytüssebap sofort zu verlassen.

„Und wann bekomme ich mein Geld?“

Der Oberst nickt gelassen. „Dein Geld? Wenn wir die Filme haben!“

Der lauernde Gesichtsausdruck entgeht dem Journalisten.

Der grüne Renault parkt noch vor dem Kaffeehaus. So schnell es die Straßenverhältnisse zulassen, fährt er in Richtung Uludere.

Er bemerkt den weißen Renault erst, als dieser ihn überholt und sich quer vor seinen Wagen stellt.

Korkmas tritt voll auf die Bremse.

Zwei Männer springen aus dem weißen Renault. „Polizei!“ rufen sie und fordern Korkmas auf, aus seinem Wagen zu steigen.

„Was wollt ihr denn?“

„Die Filme! Gib die Filme heraus!“

„Nein. Ich habe mit dem Obersten ausgemacht, daß ich sie selbst entwickle.“

„Halt's Maul! Wenn wir wollen, schmeißen wir dich einfach den Abhang hinunter! Also raus mit den Unterlagen!“

Korkmas steigt sehr langsam aus seinem Wagen. Ebenso langsam öffnet er den Kofferraumdeckel, greift nach dem kleinen Metallkasten mit dem Werkzeug und schleudert ihn in hohem Bogen den Abhang hinunter!

„Holt euch das Zeug selber!“

Die beiden Polizisten hetzen zum Abhang hin.

Korkmas nutzt die Gelegenheit. Blitzschnell löst er die Handbremse seines Wagens, schiebt ihn ein Stück an, bis er ins Rollen kommt, schwingt sich dann ans Steuer des weißen Renault und sieht noch, wie sein grüner Wagen immer schneller wird und dann mit lautem Krachen den Abhang hinunterstürzt.

Aufatmend fährt Korkmas weiter. Im Rückspiegel kann er noch die beiden Polizisten sehen, die fäusteschwingend hinter ihm herdrohen.

Da bellen Schüsse auf. Zwei Autos folgen ihm in rasender Fahrt. Die Windschutzscheibe zersplittert. Blind rast Korkmas auf einen Felsen zu. Den Schlag spürt er nicht mehr.

Mit quietschenden Bremsen halten die beiden Polizeifahrzeuge neben dem zertrümmerten Wagen. Mit entscherten Waffen springen vier Polizisten aus den Autos. Sie zerran den toten Korkmas aus dem Wrack, werfen ihn auf die Straße und durchsuchen ihn.

Triumphierend holen sie Filmrollen aus seiner Jackentasche. Auch die Fotoapparate und den Kassettenrecorder nehmen sie an sich, um dann — inzwischen sind auch die beiden von Korkmas getäuschten Beamten hinzugekommen — mit aufheulendem Motor das Weite zu suchen.

Semdo, der nun schon seit zwei Tagen vor der Polizeiwache in Beytüssebap herumlungert, weil er Korkmas nicht aus den Augen verlieren wollte, gibt sein Warten auf und macht sich auf den Weg in die Berge.

Memo schreit ihm schon von weitem entgegen: „Und? Wohin ist er?“

Semdo antwortet nicht gleich. Die Hängebrücke schwankt gefährlich im Wind, der durch die Schlucht heult.

Atemlos kommt er bei Memo an.

„Ich hab' ihn aus den Augen verloren“, sagt er.

„Wo denn?“

„Er muß unbemerkt von mir die Jandarma-Station verlassen haben.“

„Dieses Schwein!“ Memo flucht. „Wir hätten ihn nicht laufen lassen sollen“, ruft er den anderen Kurden zu, die aus ihren Höhlen gekommen sind.

„Ich glaube nicht, daß er ein Schwein war. Ich hab' gehört, daß man ihn tot in den Bergen gefunden hat.“

„Tot?“

„Ja.“

„Dann haben sie ihn?“

„Ja.“

Marif, der zusammen mit Kerim hinzugekommen ist, schüttelt traurig den Kopf. „Schade. Sie haben gemerkt, daß er zuletzt auf unserer Seite stand. Sie haben ihn ermordet.“

Langsam geht er mit Kerim auf die Hängebrücke zu.

„Das hätte uns geholfen“, sagt er, „wenn er seine Berichte an die Zeitungen gegeben hätte . . .“

„Es werden schon noch andere kommen, die die Wahrheit über uns Kurden schreiben.“

„Vielleicht. Hoffentlich hast du recht.“

Marif schaut in die Schlucht hinunter.

Der Tag hört auf.

Kerim legt Marif die Hand auf die Schulter.

„Denkst du an deine Heimat?“

„Ich denke an unsere Heimat. Laßt uns alle in den Irak gehen. Dort haben die Peshmergas viele Siege gegen die irakischen Soldaten errungen. Dort gibt es Gebiete, in denen Kurden friedlich leben können, weil sich kein irakischer Soldat mehr hintraut.“

# XI.

*„Wie die Augenwimpern der Schönen —  
zwei Kriegsscharen, eine oben, die andere unten.  
Wenn ein Stein von oben nach abwärts flog,  
ertönte ein dumpfes Getöse aus dem Mittelpunkt der Erde.  
Wenn ein Pfeil von oben nach abwärts flog,  
ward ein Stück des Himmelgewölbes durchbrochen.  
Mit Rachewitz verfertigte der hebre Himmel  
Schlingen aus dem Monde und Seile aus der lichten Sonne.  
Die Geschosse machten, wie hartherzige Schöne,  
jede Hoffnung auf Heil und Rettung schwinden.  
Die Festungstürme wurden vom Blut der Helfer  
mit tiefem Rot gefärbt wie glühende Tulpen.“*

Marif ist seit Tagen verschwunden.

Kerim, der die Führung der Kurden in den Höhlen übernommen hat, antwortet nicht auf Fragen nach dem Verbleib des Berglöwen.

Immer mehr Bauern kommen in die Berge geflohen und bringen schlechte Nachrichten mit.

Türkische Soldaten stehen überall in Alarmbereitschaft. Die Geheimpolizei durchsucht Wohnungen nach kurdischen Schriften. Verhaftungen sind an der Tagesordnung.

Kerim, der eigentlich in Silvan einen entfernten Verwandten besuchen wollte, muß diesen Plan aufgeben.

„Silvan“, sagt der Bauer Ahmet Ön, „ist von zweitausend türkischen Soldaten belagert. An denen vorbei kommt niemand rein und raus.“

Resignation macht sich breit. Manche der Flüchtlinge sprechen schon hinter vorgehaltener Hand davon, daß Marif sich der türkischen Polizei stellen solle. Denn er hätte schließlich den Ağa erstochen. Und sie fragen sich auch, wieso er denn überhaupt verschwunden sei.

Aber die Nachrichten, die neue Flüchtlinge jeden Tag bringen, lassen solche Stimmen schnell verstummen. Die meisten haben längst eingesehen, daß

Marifs Tat den Türken nur Vorwand ist, mit aller Härte gegen die Kurden vorzugehen.

Memo, der sich von den Folterungen im Gefängnis mittlerweile wieder gänzlich erholt hat, versucht immer wieder, die Resignierenden aufzumuntern. Jetzt wird es Abend.

„Wir müssen weg hier“, sagt Seyithan und findet Zustimmung bei den anderen Kurden. „Wir müssen weg, denn einen strengen Winter überleben wir in den Höhlen nicht. Und unsere Vorräte gehen auch zu Ende.“

Kerim nickt.

„Wartet, bis Marif zurück ist.“

Und Marif kommt in der Nacht zurück.

Memo und Semdo rufen alle Kurden zusammen. Man sieht es Marif an, daß er eine frohe Nachricht bringt.

„Hört her“, ruft er, „unsere Freunde im Irak lassen euch sagen, daß ihr zu ihnen kommen könnt!“

„Was? Wie denn?“

Fragen prasseln auf Marif ein.

„Hört doch zu!“ unterbricht er die aufgeregten Kurden. „Unsere kurdischen Freiheitskämpfer haben alle Iraker aus den Bergen bei Badinan vertrieben. Seit Wochen wagt sich kein fremder Soldat mehr dorthin. Und dort leben jetzt Kurden frei und ohne Angst!“

„Und was sollen wir dort?“

„Helfen, unser freies Kurdistan mit aufzubauen!“

„Stimmt das denn?“ will Seyithan wissen. „Davon haben wir noch nie etwas gehört.“

„Klar stimmt das! Was meint ihr, wo ich die letzten Tage gewesen bin? Zuletzt haben im vergangenen Frühjahr irakische Elitesoldaten versucht, gegen unsere Peshmergas anzukämpfen. Aber sie haben Hunderte ihrer Soldaten verloren. Und die Regierung in Bagdad sagt nun, sie hätten kein Interesse mehr an den kurdischen Regionen bei Badinan. Die Soldaten lassen uns dort in Ruhe.“

„Ich gehe mit“, ruft Kerim. „Wer schließt sich mir an?“

Die meisten Kurden stellen sich auf Kerims Seite. Voll Begeisterung rufen sie: „Auf! Wie lange haben wir auf diesen Augenblick gewartet! Auf in die Berge von Badinan, ins freie Kurdistan!“

Sie stürmen in ihre Höhlen, um zusammenzupacken, was sie in die neue Heimat mitnehmen wollen.

„Frei leben in Badinan“, rufen sie, und Kinder stimmen mit ein in den Ruf.

Frauen beginnen zu weinen. Sie können es noch nicht glauben. Sie bestürmen Marif, mehr zu erzählen, um dann wie erlöst zu ihren Männern zu eilen:

„Ans östliche Ufer!“ rufen sie. „Morgen schon können wir im Irak sein!“

Memo und Semdo stimmen nicht mit ein in die Rufe der Fröhlichen. Memo arbeitet sich zu Marif vor, der gerade Kerim küßt, der vor lauter Freude weint.

Memo zupft Marif am Ärmel.

„Ich muß mit dir sprechen.“

Marif macht sich aus den Armen von Memos Vater frei.

„Entschuldige, Kerim“, sagt er. „Aber dein Sohn will mir etwas sagen.“

Kerim wischt sich die Tränen aus den Augen.

„Beil dich, Memo! Halt dich nicht zu lange auf! Wir müssen packen!“

Memo und Marif gehen zur Hängebrücke, an der nur noch Koçero Wache hält.

„Hast du gehört, was Marif erzählt hat“, fragt ihn Memo. Der Kurde nickt.

„Dann geh zu den Deinen und pack auch zusammen. Wir werden so lange Wache halten!“

Sie setzen sich auf einen Felsbrocken. Marif schweigt. Auch Memo weiß nicht sofort etwas zu sagen.

„Was hast du?“

Marif schaut seinen jungen Freund väterlich an.

„Eigentlich nichts.“

„Freust du dich nicht über meine Nachricht?“

„Doch. Ich freue mich für die Frauen und Kinder. Für die alten Kurden freue ich mich.“

„Und für dich nicht?“

„Nein.“

Memos Nein ist hart. Marif schaut erstaunt auf.

„Red schon! Was hast du denn?“

„Semdo und ich, wir werden nicht mit euch gehen. Wir werden uns hier in der Türkei den Freiheitskämpfern anschließen.“

Marif antwortet nicht. Er nimmt einen kleinen Stein und wirft ihn hinunter in die Schlucht.

„Und du hältst mich für einen Feigling, weil ich nicht mit euch beiden komme.“

„Ja. Was unsere Brüder im Irak geschafft haben, können wir auch hier schaffen. Hier leben auch Kurden. In Badinan wird nie Platz genug für alle Kurden sein.“

Wieder wirft Marif einen kleinen Stein in die Schlucht.

„Du hast recht. Aber Badinan ist ein Anfang. In Badinan können wir uns von den Kämpfen erholen. Ich bin müde vom Kämpfen.“

„Müde? Du, der Berglöwe?“ Memo lacht höhnisch auf.

Das Lachen schmerzt Marif. Ohne Memo anzuschauen, beginnt er plötzlich zu erzählen: „Der kleine Hoşang ist nicht mein Sohn, aber ich liebe ihn wie ein Vater. Und dann wartet da noch eine Frau auf mich, die sich des kleinen Hoşang wie eine Mutter angenommen hat. Mesha.“

Er spricht den Namen der Frau wie ein Gebet aus.

Memo schaut ihn erstaunt an. So kennt er den Berglöwen gar nicht.

„Du bist verheiratet?“

„Nein. Aber die beiden warten auf mich. Und ich bin froh, daß sie auf mich warten.“

Lange Zeit bleiben die beiden stumm nebeneinander sitzen. Immer wieder wirft Marif Steine in die Schlucht.

„Sie verschonen keine Frauen und Kinder. Alle werden wir besser kämpfen können, wenn wir unsere Frauen und Kinder in Sicherheit wissen. Verstehst du mich?“

Memo nickt.

„Aber kämpfen müssen wir. Wenn sie die Kurden hier in der Türkei besiegt haben, werden auch die Iraker sich wieder gegen die Kurden aufmachen. Verstehst du auch, daß ich hier bleiben und hier gegen die Türken kämpfen will, weil eines Tages alle Kurden einmal frei leben können sollen?“

Die beiden Freunde stehen auf. Marif legt Memo die Hand auf die Schulter.

„Damals“, sagt er, „habe ich genauso gedacht wie du. Deshalb bin ich zu euch in die Türkei gekommen, weil alle Kurden gegen alle ihre Unterdrücker gemeinsam kämpfen müssen, wollen sie siegen, soll der Traum von einem freien Kurdistan einmal wahr werden. Aber ich bin alt geworden. Kämpfen macht alt. Ich bin zu oft gestorben. Narben erinnern mich daran. Ich muß einen Platz haben, wo ich mich ausruhen kann. Dann komme ich zurück.“

Er reicht Memo die Hand.

„Und noch eins: Wir wollen ihnen zeigen, daß wir keine wilden Tiere sind. Wir werden in Badinan unseren Staat haben, mit unseren Gesetzen. Und sie werden begreifen müssen, daß wir ein Volk sind.“

Memo hat Marifs Hand genommen.

„Ja“, sagt er, „aber solange sie auf uns schießen, werden sie erfahren, daß auch wir kämpfen können. Sag meinem Vater Bescheid. Semdo wartet schon auf mich.“

Memo wendet sich ab, macht ein paar Schritte von Marif weg. Dann dreht



*Kurdenverfolgung: Eine Bäuerin aus Silvan, die kurze Zeit danach von türkischen Polizeibeamten gefoltert wird*



*Ein von irakischen Jagdbombern zerstörtes Wohnhaus*





er sich noch einmal um: „Sage allen Bescheid, Berglöwe! Wenn der Kampf uns müde gemacht hat, werden wir nach Badinan kommen, um uns auszu-ruhen.“

Dann verschwindet er hinter einem Felsen.

Langsam geht Marif zu den Höhlen zurück.

Memos Vater nickt ihm zu. „Ich weiß es“, sagt er zu Marif, bevor der etwas sagen kann. „Er ist mein Sohn. Die Türken werden ihn doppelt jagen, wenn sie das erfahren. Hilf du mir, es meiner Ayşe beizubringen.“

Marif nickt.

„Du weißt den Weg, Kerim?“

„Gehst du nicht mit uns?“

„Nein.“

„Willst du auch mit Memo in die Berge?“

„Nein.“ Marif lächelt. „Sie werden es mit neuen Berglöwen zu tun bekommen. Ich gehe nur, um meine Liebste zu holen, die mit Hoşang auf mich wartet.“

Wir und meine Freunde, unser Volk, haben mit unserem Leiden und unserem Blut den kurdischen Freiheitsbaum genährt. Ich möchte niemanden mehr weinen sehen. Bald wird überall gefeiert werden. Denn das kurdische Volk ist wach geworden. Jeder hat sein Gewehr, und im Gebirge warten sie auf den richtigen Moment. Bald wird gefeiert — das Volk ist wach.“

*Oben: Morgengebet gen Mekka*

*Unten: Ein Versuch kurdischer Ärzte, die Kindersterblichkeit einzudämmen, indem die Kleinkinder regelmäßig untersucht werden*

Institut kurde de Paris

# Begriffe und Erklärungen

Ağa	kurdischer Adliger und Großgrundbesitzer
Aşiret	kurdische Stämme
Askeri	türkische Soldaten
Ayran	mit Wasser verdünnter Joghurt
Barzan	kurdische Provinz im Nordosten des Irak
Bastonade	Foltermethode: Schläge mit Knüppeln, Stöcken oder Eisenstangen auf nackte Fußsohlen. Meist wird so lange geschlagen, bis die Fußsohlen aufplatzen.
Bulgur	Weizengrütze, bzw. Weizen, der erst aufgekocht wird, danach an der Sonne getrocknet und dann zerkleinert wird
Dağh	Berg
Diyarbakir	alte kurdische Handelsstadt in Südostanatolien
Hafiz	einer, der den Koran auswendig singen kann
Hakkari	alte kurdische Provinz, jetzt türkische Provinzhauptstadt im Osten der Türkei, nahe der irakisch-iranischen Staatsgrenze
Helva	Süßigkeit
Hoca	islamischer Priester

Jandarma	militärisch gedrillte Landpolizei
Jandarma-Kommandos	militärische Spezialeinheiten, die besonders gegen türkische und kurdische Befreiungsbewegungen eingesetzt werden
Kelims	gewebte Decken
Kerpiç	Lehm mit Stroh vermischt, aus dem Ziegel geformt werden, die an der Sonne getrocknet werden, um damit die Lehmhäuser zu bauen
Mezin	Stammesältester
Moslem	Angehöriger der islamischen Religion
Muhtar	Dorfvorsteher
Nargileh	Wasserpfeife
Pekmez	Traubensaft, mit Zucker vermengt, wird so lange gekocht, bis die Flüssigkeit steif wird. Sie wird in der Sonne getrocknet.
Peshmerga	kurdischer Befreiungskämpfer
Rawandiz	kurdische Provinz im Nordirak, nahe der iranischen Staatsgrenze
Sadiç	Brautführer
Saz	Streich- und Zupfinstrument
Scheich	religiöses Oberhaupt in kurdischen Stämmen
Tambur	Trommel
Vali	türkischer Provinzgouverneur

# Sachinformationen zum Thema

Barbarische Unterdrückung -- das ist die Erfahrung, die das kurdische Volk machte und noch immer macht, Widerstand — das ist die Antwort auf diese Unterdrückung. Anfang Dezember 1976 konnte man in einigen europäischen Zeitungen eine kleine Notiz lesen:

„Der Freiheitskampf der Kurden im Irak hat in letzter Zeit wieder an Heftigkeit zugenommen.“

Und Anfang 1977 veröffentlichte die „Demokratische Partei Kurdistan“ die folgende Erklärung:

„Das kurdische Volk im Irak hat seinen Kampf wieder aufgenommen, obwohl das kurdische Volk im Irak eine unvorstellbare Katastrophe erlebt hat. Wir, über 17 Millionen Kurden, kämpfen für unsere Selbstbestimmung. Wir haben keinerlei Rechte in unseren Heimatgebieten. Wir erleben demgegenüber, daß uns die nationalen Regierungen durch Folter, Massenverhaftungen, Hinrichtungen und Bombardierungen auslöschen wollen.“

In den Bergen, im Norden von Irakisch-Kurdistan, wird wieder gekämpft: Am 11. Oktober umzingeln irakische „Spezialkommandos“ das Dorf Shiwelok, in dem sich eine kurdische Partisaneneinheit aufhält. Drei Stunden lang wird geschossen. Die Partisanen können das Dorf ohne Verluste verlassen; zwei irakische Offiziere und drei Soldaten werden getötet.

Bei dem Versuch, am 5. November 1976, gegen 10.30 Uhr, die Dörfer Shaikh Meho und Bireen im Distrikt Nirorekan niederzubrennen, werden die irakischen Streitkräfte von den kurdischen Partisanen angegriffen. Nach einem lang anhaltenden

Gefecht müssen sich die Regierungstruppen zurückziehen. 15 Maschinengewehre und einige Mörser können von den Kurden erbeutet werden.

In der Nacht zum 25. November 1976 geht eine Spezialeinheit der irakischen Truppen in Rawandiz auf Streife. Sie wird von einer Einheit der Partisanen, den Peshmergas, überfallen und nach 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub>stündigem Kampf zum Rückzug gezwungen. 50 irakische Soldaten werden getötet, 44 Maschinenpistolen, 20 Mörser und ein Sender erbeutet. Unter den Partisanen, so wird gemeldet, befinden sich auch mehrere Frauen, die an den Guerilla-Aktionen teilnahmen.

Anfang November befreien die Peshmergas Muradin Abdulla, Mitglied der „Demokratischen Partei Kurdistan“, aus dem Abu-Ghreib-Gefängnis, das in der Nähe der irakischen Hauptstadt Bagdad liegt. Er war zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Die letzte Nachricht aus den Bergen Kurdistans lautet:

„Mit Einbruch des Winters mußten die irakischen Streitkräfte zahlreiche Gebirgsregionen verlassen. Diese Gebiete sind jetzt befreit.“



# Die Geschichte der Kurden

Kurdistan: so heißt das Land der Kurden; Kurdistan ist ein geographischer, ein sozialer und ein historischer Begriff, aber kein Staat. Das Land der Kurden reicht von den Taurusausläufern im Westen der Türkei bis zum iranischen Hochplateau im Osten, vom biblischen Berg Ararat im Norden bis zu den Ebenen von Mesopotamien im Süden. Die Kurden sind heute zwischen der Türkei, dem Iran, Irak und Syrien aufgeteilt. Kurdische Minderheiten gibt es darüber hinaus in der UdSSR. Insgesamt leben etwa 17 Millionen Kurden in diesen Nationalstaaten: 8,7 Millionen in der Türkei; 5 Millionen im Iran; 2,5 Millionen im Irak; 600 000 Kurden in Syrien und 300 000 in der UdSSR.

Die Kurden. Damit verbindet sich für viele das Märchen vom „wildem Kurdistan“, das Karl May geschrieben hat: kämpferische Gestalten, Banditen, Scheichs, Abenteuerer und orientalische Romantik.

Was ist das für ein geheimnisvolles Volk, das es, glaubt man türkischen Lehrbüchern und den offiziellen Erklärungen der türkischen Regierungen, eigentlich überhaupt nicht gibt?

Schon 2000 v. Chr. wurde auf einem sumerischen Stegstein auf ein Land mit dem Namen Kardaka hingewiesen. Die Kardaken sind die Urväter der Kurden. Ihr Land, Kardaka, lag auf dem Gebiet zwischen dem Cudi-Berg, dem Tigris und dem Umriye-See, wo heute noch die Kurden leben. In seinem Buch „Rückkehr der Elfer“ erzählt der griechische Historiker Xenophon über die Niederlagen der Heere Alexanders des Großen im Kardaka-Land, über den erbitterten Widerstand des kardukischen Volkes und über seine sich nicht beugende Natur. Das war ca. 400 v. Chr.

621 v. Chr. wurde das Reich der Meder gegründet und Ninive, das heute im Irak liegt, durch den kurdischen König erobert. In den folgenden Jahrhunderten bildeten die Kurden einen gemeinsamen Staat mit den Persern, in dem sich die Kurden und Perser jeweils in der Herrschaft abwechselten. Erste Veränderungen traten ein, als die Kurden um 639 n. Chr. mit dem Islam in Berührung kamen. Bisher waren sie teils Anhänger der Religion Zarathustras, teils Christen. Lange haben daher die Kurden gegen den neuen Glauben gekämpft und sich an zahlreichen Aufständen gegen die islamische Zentralmacht in Bagdad beteiligt. Die Kurden nahmen auch an dem Sklavenkrieg (Krieg der Neger) teil, mit dem die versklavten Neger von Basra im Jahre 875 begannen und der sich in kurzer Zeit zu einem anti-feudalen Volksaufstand entwickelte. 980 wurde ein Aufstand der Hakkari-Kurden von den Arabern blutig niedergeschlagen. Die Rebellierenden wurden auf einer 25 Kilometer langen Straße von Maalsaya bis Musul reihenweise gekreuzigt. Um 1000 v. Chr. drangen langsam indoeuropäische Meder in das Gebiet der Qurti ein und vermischten sich mit der Urbevölkerung, deren Sprache danach eine ausgeprägte Ähnlichkeit mit dem „Altmedischen“ erhielt.

Die mongolisch-türkische Invasion im 12. Jahrhundert n. Chr. führte zahlreiche Turkmenen-Stämme nach Kleinasien, wobei die Übernahme des Islam durch die Türken und ihre militärischen Siege im Namen des Islam in Kleinasien schließlich zur Gründung eines türkisch-islamischen Staates führten, der den Namen Osmanli bekam.

Während dieser Zeit und in den nächsten Jahrhunderten konnten die kurdischen Fürstentümer noch ihre Unabhängigkeit behalten, zumal die osmanischen Truppen damit beschäftigt waren, andere Länder zu erobern. Im 16. und 17. Jahrhundert spielten die kurdischen Fürstentümer eine bedeutende Rolle: Das Osmanische und Persische Reich legten großen Wert darauf, die Feudalherren auf ihre Seite zu ziehen. Als sich Osmanen und Perser nach langen Kämpfen untereinander einigten, wurde 1639 durch den Zuhab-Vertrag die osmanisch-persische Grenze festgelegt, Kurdistan zum ersten Mal geteilt: zwischen dem Osmanischen und Persischen Reich.

Zwei Jahrhunderte später beginnt die Entwicklung nationaler Staaten durch das Eindringen des westlichen Kapitals in das Osmanische Reich als auch der bürgerlich demokratischen Ideale, die sich von Europa aus auch im Osmanischen Reich ausbreiten.

Gleichzeitig beginnt gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Unzufriedenheit mit dem despotischen Regime des Sultans Abdul Hami unter der türkischen Intelligenz zu wachsen und nach und nach auch im Offizierskorps. Die „jungtürkische Bewegung“ entsteht. Der Kern dieses Geheimbundes ist das Offizierskorps, das sich nicht mehr aus der traditionellen Machelite, sondern überwiegend aus Unter- und Mittelschicht rekrutiert.

Als nach dem 1. Weltkrieg die Siegermächte England und Frankreich das Osmanische Reich auf den Status eines halbkolonialen Kleinstaates beschränken wollen und

die Gründung griechischer, armenischer und kurdischer Staaten unterstützen, bilden sich unter der türkischen Bevölkerung Anatoliens Widerstandsgruppen, die in einer Art Bauernguerilla gleichermaßen gegen die Repräsentanten des Osmanischen Reiches wie gegen die englischen, französischen, italienischen und griechischen Interventionsgruppen kämpfen. Mustafa Kemal ist der Hauptorganisator des Widerstandes. Er beruft am 23. Juli 1919 den türkischen Nationalkongreß ein, der die Unverletzlichkeit des türkischen Anatolien fordert und zur „nationalen Verteidigung“ aufruft.

Zur gleichen Zeit, Anfang des 20. Jahrhunderts, versuchen die Kurden sich zu organisieren. Sie gründen eigene Parteien und Zeitungen, zum Beispiel 1908 die „Partei für die Vereinigung und den Fortschritt der Kurden“. Doch alle diese Aktivitäten bleiben auf die Städte beschränkt, da sie von der kurdischen Intelligenz in den Metropolen ausgehen, die keinen Rückhalt in der Landbevölkerung hat. Um seine Reformvorstellungen durchführen zu können, mußte Mustafa Kemal auch die Kurden für seine Sache gewinnen. Er versprach den kurdischen Anführern Autonomie im neuen türkischen Staat und appellierte an die gemeinsame islamische Tradition. Die Kurden unterstützten daraufhin den Befreiungskampf der Türken unter seiner Parole: „Islamische Brüderschaft — Kurdisch-Türkische Brüderschaft!“ Die Türken konnten die Franzosen und die Engländer vertreiben. Der am 24. Juli 1923 unterzeichnete Friedensvertrag von Lausanne bestätigte die Unabhängigkeit und Souveränität der neuen Türkei. Kemal Mustafa, später Atatürk (Vater der Türken) genannt, wurde zum ersten Präsidenten der neu gegründeten Republik Türkei gewählt. Er dachte später nicht mehr daran, irgendwelche separatistischen bestrebungen zu unterstützen. Von der versprochenen Autonomie für die Kurden war keine Rede mehr.

Nationale Unterdrückung, politischer Absolutismus, das soziale Elend der Landbevölkerung und besonders die Nichteinhaltung der Versprechungen gegenüber den Kurden führte zu dem ersten großen kurdischen Aufstand am 13. Februar 1925 durch Scheich Said. Die Forderungen des Stammesführers, der von den Bauern auf demokratischem Wege gewählt wurde, waren:

„Herstellung der kulturellen, sozialen und politischen Rechte der Kurden. Errichtung eines autonomen Gebietes und wirtschaftliche Entwicklung des kurdischen Teils der Türkei.“

Doch die Kemalisten betrachteten den Aufstand als einen „reaktionären Krieg“ und schlugen ihn blutig nieder. 200 Dörfer mit 800 Häusern wurden zerstört oder angezündet, mehr als 15 000 Kurden getötet. Im Mai 1925 konnten türkische Zeitungen triumphieren: „Wo die türkischen Bajonette regieren, gibt es kein Kurdenproblem.“

Ein englischer Hauptmann, H. C. Armstrong, schrieb in seinem Buch: „Mustafa Kemal — der graue Wolf“:

„Innerhalb von zwei Monaten hatte er (Mustafa Kemal) den Aufstand zerschmettert.“

Er schritt mit rücksichtsloser Brutalität ein. Kurdistan wurde mit Feuer und Schwert verwüstet. Die Männer wurden gefoltert und getötet, die Dörfer verbrannt, die Ernte vernichtet, Frauen und Kinder vergewaltigt und ermordet. Die Türken von Mustafa Kemal metzelten aus Rache die Kurden mit der gleichen Grausamkeit und Wildheit, wie die Türken des Sultans die Griechen, die Armenier und die Bulgaren gemetzelt hatten.“

Anfang der 30er Jahre intensivierte die türkische Regierung ihre Politik der „Türkisierung“. Im Mai 1932 wurde in Ankara ein Gesetz verabschiedet, durch das die Deportationen Zehntausender Kurden aus ihren Heimatdörfern in den Westen ermöglicht wurden. Neue blutige Aufstände brachen aus, zuletzt 1937 in der kurdischen Stadt Dersim. Ein Brief, am 20. November 1937 von Bewohnern aus Dersim geschrieben, verdeutlicht die Gründe für den Aufstand:

„Unsere kurdischen Schulen wurden geschlossen, der Gebrauch der kurdischen Sprache verboten, das Wort Kurden und Kurdistan darf nicht mehr benutzt werden, und barbarische Methoden werden angewandt, um uns zu bekämpfen.“

Auch dieser Aufstand wurde zerschlagen: Hunderte von Kurden wurden niedergemetzelt. Noch heute erinnern sich Überlebende an die damaligen Massaker. Sie erzählen, daß der damalige türkische Kommandant Kassab mit lüsterem Lächeln seinen Kaffee trank, während die türkischen Soldaten die kurdischen Frauen vor seinen Augen erschossen.

Auch wenn diese Berichte übertrieben sind, machen sie doch deutlich, mit welcher Grausamkeit damals die Kurden bekämpft worden sein müssen. Immerhin kamen bei den Aufständen über eine Million Kurden ums Leben. Zu Tausenden wurden kurdische Familien in den Westen deportiert. Mit Waffengewalt geschlagen, flüchtete sich die kurdische nationalistische Bewegung in den Untergrund. Ihr Niedergang sollte fast 20 Jahre dauern.

Während die türkischen Kurden politisch keine Rolle mehr im Freiheitskampf des kurdischen Volkes spielten, wurde die Idee der Selbständigkeit durch andere kurdische Stämme im Iran und Irak weiterverfolgt.

1942 wurde im Iran die kurdische Partei Jekaf gegründet. „Jekaf“ war eine Untergrundbewegung von Bauern und kleinen Händlern, die das gemeinsame Nationalbewußtsein miteinander verbunden hatte. Am 25. August 1942 marschierten sowjetische und britische Armeeeinheiten in den Irak ein. Als Begründung gaben die Besetzer die „Unterbindung deutscher Agententätigkeit“ an. Drei Tage später wurde der militärische Widerstand des Iran eingestellt und am 6. September Reza Schah gezwungen, abzudanken. Teheran wurde von sowjetischen und britischen Truppen besetzt. Die kurdische Jekaf-Partei konnte diese Situation ausnutzen, indem sie unter Führung von Quazi Muhammed die Aufmerksamkeit der UdSSR auf die kurdische Frage lenkte. Unter Zustimmung der UdSSR konnte Muhammed am 22. Januar 1946 eine autonome kurdische Republik, mit der Stadt „Mahabad“ als Hauptstadt, ausrufen. Monate später jedoch verhandelte Stalin mit der persischen Regierung

und erklärte sich schließlich bereit, die sowjetische Besatzungsarmee aus Kurdistan und Azerbaidschan abzuziehen, wenn Persien den Sowjets Ölbohrungsprivilegien im Nord-Iran zusprechen würde. Persien erklärte sich bereit, die Russen zogen sich zurück. Im Dezember 1946 marschierte die iranische Armee in Kurdistan ein und konnte Mahabad am 17. Dezember 1947 ohne Widerstand besetzen, um die kurdische Republik zu vernichten.

Als der ahnungslose Regierungschef der Kurden von Mahabad, Quazi Muhammed, sich zur Begrüßung der iranischen Armee an den Stadtrand begab, wurde er verhaftet und am 31. März 1947 mit zwei seiner Brüder dort, wo er einst die Republik ausgerufen hatte, hingerichtet.

Ein für die Kurden symbolischer Vorgang.

Der damalige Verteidigungsminister Barzani entkam mit 1000 Soldaten, floh zuerst mit seinen Truppen in den Irak und ging später in das russische Exil.

Seitdem wurden die Kurden im Iran aus ihren Heimatgebieten vertrieben, verfolgt und, wenn sie sich politisch betätigten, in die Kerker des Schahs gesteckt. Darin hat sich bis heute wenig geändert. Genau wie in der Türkei dürfen sich die iranischen Kurden nicht politisch betätigen, für die 5,1 Millionen Kurden gibt es keine Schulen, keine Literatur, denn die Regierung in Teheran verleugnet die Existenz der Kurden. Für den Schah gibt es nur „reine Iraner“.

„Kurz gesagt“, so erklärte der kurdische Schriftsteller und Soziologe A. R. Ghassemlou, „werden den iranischen Kurden jegliche nationale Rechte verwehrt. Sie werden in allen Bereichen der Wirtschaft, der Bildung, des Gesundheitswesens und der Politik unterdrückt.“

A. R. Ghassemlou: „Unser Land ist ein riesiges Gefängnis.“ Aber auf dem 3. Kongreß der „Demokratischen Partei Kurdistans — Iran“ wurde der Widerstand deutlich gemacht: „Das kurdische Volk ist bereit, in einem harten und langen Kampf für seine Freiheit und nationalen Rechte zu kämpfen.“

Wie die Unterdrückung der Kurden heute aussieht, soll an zwei Beispielen deutlich gemacht werden: den Kurden im Irak und den Kurden in der Türkei.

# Die Kurden im Irak

Anfang 1966 marschierten 60 000 irakische Soldaten in Kurdistan ein, die Luftwaffe bombardierte mit Napalm und Phosphorbomben die kurdischen Dörfer: Reaktion auf die Aufstandsbewegungen der Kurden, die begonnen hatten, nachdem Mustafa Barzani aus seinem russischen Exil im Jahre 1958 in den Irak zurückgekehrt war.

Im Jahre 1968 übernahm in Bagdad die kommunistische Ba'ath-Bewegung die Macht, die sich zu Verhandlungen mit den Kurden bereit erklärte. Denn die Ba'athisten erkannten die Existenz einer kurdischen Nation an und waren bemüht, die Wünsche der Kurden nach politischer Autonomie zu erfüllen. Am 21. März 1970 wird in Bagdad ein Vertrag unterzeichnet, in dem die Autonomie der Kurden und ihr Anteil an der wirtschaftlichen Entwicklung näher umrissen wird. Für die schrittweise Erfüllung des Vertrages ist ein Zeitraum von vier Jahren vorgesehen.

Tatsächlich ergeben sich in dieser Zeit einige für die Kurden positive Veränderungen. Fünf Barzani-Anhänger aus dem Führungskreis der 1947 gegründeten „Kurdischen Demokratischen Partei“ erhalten in Bagdad Kabinettsrang. In Teilen der verwüsteten Gegenden Kurdistans beginnt der Wiederaufbau. Bagdad erkennt an, daß das Staatsvolk der Republik aus zwei Nationalitäten besteht, der arabischen und der kurdischen.

Später jedoch wiegen einige für die Kurden nach wie vor unakzeptable Faktoren schwerer: Ihre höchst unproportionale Beteiligung am Volkseinkommen, die faktische Nichtgleichstellung der kurdischen Sprache mit der arabischen, eine anhaltende Arabisierung kurdischer Gebiete durch Verschiebung von Familien und Dorfgemeinschaften sowie wiederholte Versuche, Barzani zu liquidieren.

Im Frühjahr 1974, als die Vier-Jahresfrist zu Ende geht, fühlt sich die Staatsführung der Ba'athisten stark genug, um den Kurden einen Autonomievertrag vorzulegen, der einseitig von der Bagdader Regierung ausgearbeitet worden ist und ein auf zwei Wochen befristetes Ultimatum stellt. Als keinerlei Einigung zwischen der Führung der Demokratischen Partei Kurdistans und der Regierung zustande kommt, brechen im April 1974 neue Gefechte aus. Barzani ruft seine Partisanen, die Peshmergas, zum Volkskrieg auf. Die Angst vor der Liquidierung durch den mächtigen Gegner, der mit modernsten Waffen ausgerüstet ist, und die politische Isolierung der kurdischen Befreiungsbewegung führen zu dem größten politischen Fehler der kurdischen Rebellen:

Nachdem sie in allen sozialistischen und kommunistischen Ländern vergeblich um Unterstützung nachgesucht haben, wenden sie sich an die iranische Regierung und die USA. Hier finden sie vermeintliche „Verbündete“. Die USA unterstützen die Kurden, weil ihre „Alliierten“, das Schah-Regime in Persien, mit dem kommunistischen Irak auf ideologischem Konfrontationskurs liegt. Und die Iraner unterstützen die Kurden, um dem Nachbarstaat wirtschaftlichen Schaden zuzufügen.

Auf welch gefährliches Spiel sich die Kurden in ihrer Verzweiflung eingelassen haben, geht aus den Geheimberichten des Untersuchungsausschusses des amerikanischen „House of Representatives“ über Geheimdiensttätigkeiten der CIA hervor, dem „Pike-Report“.

„Die Empfänger der US-Waffen waren eine aufständische ethnische Gruppe (die Kurden), die für Autonomie in einem Land kämpfte, welches an unseren Alliierten grenzte (Iran). Das angrenzende Land (Irak) und unser Alliiertes waren erbitterte Feinde gewesen. Sie unterscheiden sich beträchtlich in ideologischer Orientierung und in ihren Beziehungen zu den Vereinigten Staaten. Vom Ausschuß gesammeltes Beweismaterial deutet darauf hin, daß das Projekt primär initiiert wurde, um unserem Alliierten einen Gefallen zu tun, der mit US-Geheimdiensten kooperiert und begonnen hatte, sich von seinem Nachbarn bedroht zu fühlen. Da die Hilfe unseres Alliierten das ‚Hilfspaket‘ der USA in den Schatten stellt, kann unsere Hilfe als weitestgehend ‚symbolisch‘ gelten.“

Wie ahnungslos die kurdische politische Führung gewesen sein muß, geht aus dem Teil des Geheimberichtes hervor, der die Beendigung des kurdischen Befreiungskampfes schildert:

„Das Ausmaß der Einflußnahme unseres Alliierten auf die US-Politik war derart, daß er sich offensichtlich nicht einmal die Mühe machte, seine amerikanischen ‚Junior-Partner‘ darüber zu informieren, daß das Ende des Programms nahe war.“

Der Angriff kam für die ethnische Gruppe als Überraschung. Eine Botschaft aus ihrem Hauptquartier an die CIA vom 10. März 1975 liest sich folgendermaßen: „Es gibt Konfusion und Bestürzung unter unserem Volk und unseren Streitkräften. Das Schicksal unseres Volkes ist in nie dagewesener Gefahr. Völlige Vernichtung hängt über unseren Köpfen. Keine Erklärung für all dies. Wir appellieren an Sie

und die USA, Ihren Versprechungen gemäß zu intervenieren, uns Alliierte nicht fallenzulassen und die Würde unserer Familien zu retten, um eine ehrenhafte Lösung für das Kurdenproblem zu finden.“

Es nutzte nichts. Die vermeintlichen Freunde ließen nichts mehr von sich hören. Mit der Unterzeichnung des Abkommens von Algier am 6. 3. 1975 tauschte Teheran die Sache der Kurden gegen Ruhe an der latent instabilen irakischen Grenze und Anteilsrechte an der Schifffahrt auf dem Shatt-el-Arab ein. Das kurdische Volk wurde auf diese Weise in eine für uns unvorstellbare Katastrophe getrieben. Der Iran blieb den Kurden nur als Zuflucht, und auch dies nur noch kurzfristig. Zwischen dem 6. und 31. März 1975, dem Tag der Beendigung einer vom Irak verkündeten Amnestie für Kurden, passierten noch etwa 3000 Kurden täglich die Linie. Am folgenden Tag war die Grenze offiziell geschlossen.

Verläßt man sich auf die Quellen der irakischen Regierung oder beispielsweise die der deutschen Bundesregierung, so wurden die Kurden nach Kriegsende nicht verfolgt, sondern konnten ungestört weiterleben und die kurdische Autonomie genießen. Am 23. 11. 1975 erklärte die Deutsche Botschaft in Bagdad: Eine Verfolgung der Kurden oder bestimmter Gruppen von ihnen hat im Irak nach Kriegsende nicht stattgefunden. Es ist vielmehr richtig, daß die irakische Regierung der Regierungsautonomie für Irakisch-Kurdistan und durch die Amnestiegesetzgebung zur Wiedereingliederung der Kurden in den Staatenverband des Irak, Bemühungen zur Wahrung ihres Volkscharakters unternommen hatte.“

Am 8. Dezember 1976 fragte der SPD-Abgeordnete Günther Metzger den damaligen Staatsminister Moersch vom Auswärtigen Amt:

„Liegen der Bundesregierung Kenntnisse darüber vor, ob es im Irak zu Handlungen bzw. Maßnahmen gekommen ist, die man als Völkermord an den Kurden ansehen kann?“

Antwort der Bundesregierung an den Abgeordneten Metzger:

„Der Bundesregierung liegen keine Erkenntnisse darüber vor, daß es im Irak zu Handlungen bzw. zu Maßnahmen gekommen ist, die als Völkermord an den Kurden angesehen werden müßten. Die Umsiedlungsaktionen, die im Anschluß an den Kurdenkrieg im Irak stattgefunden haben, wurden eingestellt. Für die an den Kämpfen beteiligten und emigrierten Kurden hat die irakische Regierung eine neue Amnestie bekanntgegeben.“

Die Tatsachen, berichtet von geflüchteten Kurden, von Beobachtern und internationalen Menschenrechtsorganisationen wie Amnesty International, sehen anders aus: So wurden im Irak seit März 1975 mehr als 270 politisch aktive Kurden hingerichtet, meist ohne jegliche Gerichtsverhandlung. Der Henker in Bagdad vollstreckte zuletzt am 24. November 1976, ohne Gerichtsverhandlung, die von Militärs gefällten Todesurteile an drei kurdischen Intellektuellen. Sie waren nach dem Kriegsende in den Iran geflüchtet, dort vom iranischen Geheimdienst Savak festgenommen und schwer gefoltert worden. Für die Rettung des Lebens dieser Kurden wurde eine weltweite



Kampagne gestartet. Vergebens. Als sich der iranische Ministerpräsident Hoveida Mitte November 1976 in Bagdad aufhielt, übergab er die drei Gefangenen im Austausch gegen im Irak inhaftierte iranische Oppositionelle.

Hingerichtet wurden Kurden, die sich des Verbrechens schuldig gemacht hatten, politische Schriften zu verteilen, bzw. die an Treffen der „Demokratischen Partei Kurdistans“ teilgenommen hatten. Unter den Gehängten befanden sich auch vier Schulkinder aus Zahok, im Alter zwischen 14 und 15 Jahren. Sie starben im August 1976. Ebenfalls im August wurden 48 Kurden wegen ihrer politischen Aktivitäten hingerichtet.

Neben Hinrichtungen und Folterungen markieren die Deportationen kurdischer Bergbauern in die trostlosen Salzwüsten des irakischen Südens ein weiteres grausames Kapitel des „sozialen Völkermordes“. 300 000 Kurden, die während der Kämpfe in den Iran geflohen waren und denen ausdrücklich versichert wurde, daß ihnen bei ihrer Rückkehr nichts geschehen würde, deportierte man in den Süden. 50 000 Flüchtlinge wurden mit Gewalt aus den Lagern im Iran über die Grenze getrieben. Alle 50 000 wurden direkt in die durch den niedrigen Wasserstand des Euphrat und durch jahrzehntelange Mißwirtschaft total versalzten, daher landwirtschaftlich nicht nutzbaren Dürregebiete des südlichen Irak gebracht. Im Oktober 1976 wurden wiederum 53 000 Kurden in den Süden deportiert. Deportiert wurden die Bauern aus dem Gebiet von Badinan, einem der Hauptstützpunkte der kurdischen Befreiungsbewegung. Es waren insgesamt mehr als 20 000 Kurden.

Gleichzeitig wuchsen im Kurdenland neue Dörfer, strategische Dörfer, sogenannte Modelldörfer aus dem Boden, immer in der Nähe von Armeelagern und nahe von geplanten oder bereits bestehenden Staatsgütern. In diese Dörfer sollen die noch übriggebliebenen Bergkurden eingewiesen werden, auch gegen ihren Willen, selbst wenn die „Modelldörfer“ mehr als 300 Kilometer von den Heimatdörfern der Bauern entfernt sind. Jeder Komplex der Modelldörfer enthält 100 bis 400 Häuser, die in Gruppen von 4 bis 6 Häusern aus Zement stehen, säuberlich in Rechtecken. Die Hauptstraße ist 30 Meter, die Nebenstraßen sind 10 Meter breit. Wie in den Flüchtlingslagern im Gaza-Streifen können die Komplexe leicht durch Panzerfahrzeuge kontrolliert werden.

Über die gleichzeitig vollzogene Arabisierungspolitik der irakischen Zentralregierung heißt es in einem Bericht von „Amnesty International“ folgendermaßen:

„Zur Arabisierungspolitik gehört ferner eine hektische Neuordnung von Provinz- und Verwaltungsgrenzen. Unverkennbar ist die Absicht, stets eine arabische Bevölkerungsmehrheit in Gebieten zu besitzen, die von erheblichem Interesse sind. Durch neue Verordnungen bzw. Abstriche hat sich daher die eigentliche kurdische Region, für die das Autonomiegesetz vom 11. 2. 1974 Gültigkeit haben soll, um über die Hälfte reduziert. In die gleiche Richtung weist die Zurückdrängung der kurdischen Sprache. Kurdische Wochenzeitungen mußten ihr Erscheinen einstellen, die kurdische Sprache wurde als ‚Amtssprache‘ abgeschafft.“

Schulen wurden zu Resolutionen veranlaßt. Jeden Morgen müssen beispielsweise die Schüler rufen: „Es lebe unser Präsident! Es lebe unsere Ba'ath-Partei!“ Im Januar 1977 wurde eine große Anzahl von Professoren der Universität Bagdad entlassen. Sie hatten sich geweigert, den Slogan zu rufen: „Wer nicht arbeitet, braucht auch nicht zu essen.“

Jetzt müssen sie sich deshalb vor einem Gericht verantworten. Und weil sich andere Professoren mit kurdischer Geschichte befaßten, wurden vier von ihnen zu je drei Jahren Gefängnis verurteilt.

Die irakische Regierung versuchte am 21. März 1977 die Feierlichkeiten zum kurdischen Newroz-Fest, dem Neujahrsfest, zu verhindern. Doch die Kurden ignorierten das Verbot und veranstalteten überall ihr Newroz-Fest, ob in der Universität von Suleimani, in den kurdischen Dörfern oder in den Konzentrationslagern im Süden von Bagdad. Überall riefen sie:

„Newroz Ekayn, Newroz Ekayn, Kurdistanman rizgar Ekayn — Wir feiern Newroz, wir feiern Newroz, wir befreien Kurdistan!“

Um den Widerstand der Kurden gegen die Ba'ath-Regierung in Bagdad zu brechen, wurden kürzlich 5 Divisionen in Irakisch-Kurdistan stationiert, die Reservisten der Jahrgänge 1952 und 1951 eingezogen und entlang der irakisch-türkischen Grenze ein 10 km breiter Sperrbereich angelegt, in dem alle Dörfer der Kurden zerstört und die Bewohner ins Landesinnere deportiert wurden.

Gleichzeitig, so meldete die „Patriotische Union Kurdistans“, PUK, finanziert die irakische Regierung mit Millionen Dinar die sogenannten „Jashs“. Jash-Kräfte sind diejenigen kurdischen Großgrundbesitzer, die mit der irakischen Regierung zusammenarbeiten und ihr eigenes Volk verraten. Dafür verspricht die irakische Regierung, daß die Ländereien der kurdischen Großgrundbesitzer von der Agrarreform ausgenommen werden, d. h. nicht verstaatlicht werden.

Trotz ihrer Politik des „Völkermordes auf Raten“ wird die irakische Regierung von den westlichen Industrienationen heftig umworben. Die „Washington-Post“ vom 28. Juni 1977 berichtete, daß die Franzosen nicht nur 70 Mirage F-I-Kampfbomber an den Irak liefern, sondern auch ein Kernkraftwerk. Von der Bundesrepublik erhielten die irakischen Luftstreitkräfte 80 Stamford-Generatoren, und in Großbritannien werden 30 irakische Piloten von der britischen Luftwaffe ausgebildet.

Besonders umworben werden die Iraker momentan von den Vereinigten Staaten. Sie unterstützen die irakische Regierung mit Milliardenkrediten und vielfältigem militärischem Ausrüstungsmaterial.

Trotzdem gibt es immer noch kurdische Führer, die glauben, daß die USA den

*Oben: Am Abend im Haus von Abdul O. Kerim  
Unten: Eine Peshmerga-Gruppe in Irakisch-Kurdistan*





Freiheitskampf der Kurden unterstützen werden. Für die „Patriotische Union Kurdistans“, PUK, ist das, mit Recht, ein „verhängnisvoller politischer Fehler“.

Denn: Nicht der Freiheitskampf der Kurden interessiert die Großmächte, sondern einzig und alleine das Öl.

Ölinteressen sind es, die erst die sogenannte „demokratische Lösung des Kurdenproblems“ möglich gemacht haben.

„Demokratische Lösung für die Kurden im Irak“, das heißt:

- 270 Kurden wurden hingerichtet
- mehr als 2000 kurdische Oppositionelle sitzen in Gefängnissen
- über 300 000 Kurden wurden aus ihrer Heimat verschleppt
- fast täglich verschwinden spurlos politisch aktive Kurden

Institut kurde de Paris

*Primitive Fliegerabwehr gegen irakische Jagdflugzeuge, die kurdische Dörfer bombardieren wollen*

# Die Kurden in der Türkei

Die Kurden in der Türkei haben bisher niemals eigene Minderheitenrechte besessen. 8,7 Millionen Kurden, das sind knapp 20 Prozent der türkischen Gesamtbevölkerung, sind Opfer der inneren Kolonialpolitik der türkischen Regierungen:

Die irakische Revolution vom Juli 1958, deren eine Konsequenz das Zugeständnis einer eigenen kulturellen Autonomie an die Kurden dieses Landes war, trug zur Renaissance des kurdischen Nationalismus in der Türkei bei. Ein langer Kampf um die Gewinnung ihrer kulturellen Rechte begann. Ab 1959 häuften sich die Verhaftungen aktiver Nationalisten. Die meisten der verhafteten Personen wurden beschuldigt, gegen die Sicherheit des Staates komplottiert zu haben, indem sie Beziehungen zu den „barzanistischen Separatisten“ unterhielten, doch ist niemals irgend etwas Konkretes vorgebracht worden, das diese Beschuldigungen stützen könnte. Die in den Wohnungen der verhafteten Personen beschlagnahmten „kompromittierenden Dokumente“ waren in der Mehrheit der Fälle Publikationen, die sich mit der Sprache, der Literatur und der Geschichte der Kurden befaßten.

Am 27. Mai 1960 führte General Jemal Gürsel einen erfolgreichen Putsch gegen die korrupte und abgewirtschaftete Regierung Menderes durch. Die neue Regierung brachte den Türken eine Vielzahl von demokratischen Errungenschaften, insbesondere eine neue Verfassung.

Die Kurden hofften, daß die neue Regierung auch ihre Rechte anerkennen würde. Doch es blieb bei der Hoffnung: Auf die Frage eines Korrespondenten der Londoner Zeitung „The Times“, ob die neue Regierung die Rechte der Kurden anerkenne

oder nicht, antwortete General Gürsel, Präsident des Komitees für nationale Einheit: „Haben Sie keine Geschichte studiert? Es gibt doch nichts Derartiges wie Kurden und Kurdentum in der Türkei.“

Am 6. November 1960 schrieb die türkische Zeitung Yeni Istanbul, daß 500 Menschen festgenommen wurden — unter der Anklage „reaktionärer Tätigkeit“. Wie die Zeitung weiter ausführte, bestand diese „reaktionäre Tätigkeit“ darin, ein kurdisches Alphabet herausgebracht zu haben. Und am 16. November 1960 drohte Gürsel:

„Wenn die Bergtürken nicht Ruhe geben, wird die Armee nicht davor zurückschrecken, ihre Städte und Dörfer zu bombardieren und zu verwüsten.“

1967 wurde ein Gesetz zur Kulturpflege erlassen — es scheint fast so, als ob es sicherstellen sollte, daß die kulturelle Unterdrückung mit der technischen Entwicklung Schritt halten konnte. Darin wurde nicht nur der Besitz kurdischen Schrifttums, sondern auch der von Tonträgern untersagt. Kassetten mit kurdischer Volksmusik können daher nur unter dem Ladentisch und mit falschen Etiketten gehandelt werden.

1969 wurden in den meisten kurdischen Städten und Dörfern die „Revolutionären Kulturvereinigungen des Ostens“ geschaffen, deren Hauptziel es war, die türkische und die Weltöffentlichkeit über das kurdische Problem und über die Repressionen in Ostanatolien zu informieren. Denn immer häufiger hörte man davon, daß Spezialeinheiten der türkischen Armee seit April 1970 die bewohnten Gebiete des Ostens Anatoliens durch ständige Überfälle terrorisierten. Offiziell hatten diese Operationen das Ziel, Waffenverstecke in der Region zu entdecken. Sie sollten sehr bald den Charakter von Einschüchterungsversuchen gegenüber der lokalen Bevölkerung annehmen.

Zur damaligen Zeit wurde auch besprochen, entlang der Grenze zum Irak und zu Syrien einen „türkischen Gürtel“ zu schaffen. Obgleich von diesem Projekt später Abstand genommen wurde, sind etliche kurdische Dörfer in diesem Gebiet heute nicht mehr bewohnbar. Die Bewohner der Dörfer Akar, Misine und Piroşce aus der Provinz Hakkari wurden 1972 in den Westen deportiert, insgesamt mehr als 3000 Bauern.

Eine besonders effektive Methode der Repression, die gleichzeitig Ausdruck der kolonialistischen Unterdrückung der Kurden in der Türkei ist, besteht in der gezielten Benachteiligung der kurdischen Region. In einem Gebiet, in dem 20 Prozent der Gesamtbevölkerung leben, finden nur 2,7 Prozent aller Firmengründungen statt, gibt es nur 4,7 Prozent aller Erntemaschinen, nur 9,9 Prozent aller motorisierten Nutzfahrzeuge, werden nur 3,2 Prozent der Gesamtbankeinlagen verbucht. Auch diejenigen Infrastruktureinrichtungen, die eine wirtschaftliche und industrielle Erschließung fördern können, werden gezielt vernachlässigt. Das Post-, Telegraf- und Telefonnetz ist nicht ausgebaut, meist auf Grund überalterter Anlagen defekt und viel zu langsam, um den Anforderungen einer raschen Kommunikation zu

genügen. Es gibt nur eine Eisenbahn, die den Osten erschließt, und nur wenige Schnellstraßen und Straßen.

Insgesamt leben 90 Prozent der kurdischen Bevölkerung im Osten der Türkei von der Landwirtschaft, wobei das Land noch stark feudalistisch strukturiert ist. Soziologische Untersuchungen kamen zu dem Ergebnis, daß 10 Prozent aller Familien insgesamt 50,1 Prozent des Nettoeinkommens aus landwirtschaftlicher Tätigkeit erwirtschaften, während 50 Prozent aller Familien nur 12,8 Prozent des Einkommens erwirtschaften können. Nach staatlichen Angaben sind 35 Prozent der Bauernfamilien ohne Land, sie arbeiten bei den Ağas, den Großgrundbesitzern, als Pächter oder Tagelöhner. Mit nur geringem Landbesitz müssen sich weitere 50 Prozent der Bauernfamilien begnügen. Das reicht kaum aus, um Überschüsse zu erwirtschaften. Die Bauern sind daher gezwungen, Kredite aufzunehmen, die sie jedoch wegen ihres geringen Einkommens — eine Bauernfamilie verdient durchschnittlich 30 Mark im Monat — nicht erhalten. Sie bekommen Kredite allenfalls bei privaten Kreditverleihern. Die wiederum arbeiten eng mit den Großgrundbesitzern zusammen, bzw. die Großgrundbesitzer selbst verleihen das Geld, zu wucherischen Zinsen versteht sich, an die Kleinbauern, die sich dadurch ständig höher verschulden und schließlich gezwungen sind, ihr Land an den Großgrundbesitzer zu verkaufen — und sich und die eigene Familie auch.

Das Fehlen einer Landreform und die feudalistischen Herrschaftsverhältnisse werden ergänzt durch eine katastrophale soziale Versorgung des Ostens der Türkei. Zwar gibt es in 9 der 18 östlichen Provinzen mehr als 500 Polizei- und Jandarmastationen — aber nur 50 Lehrer, 20 Mediziner und 6 Apotheken. Die Lebenserwartung ist niedrig. Sie liegt bei 45 Jahren.

In der Provinz Hakkari, in der auch die Handlung dieses Buches spielt und in der ca. 100 000 Kurden leben, praktizieren nach der offiziellen Statistik aus dem Jahre 1973 insgesamt 9 Ärzte und Zahnärzte, 7 Krankenschwestern und 14 Hebammen. In Wirklichkeit sind das Zahlen auf dem Papier. Glaubt man dem Militärarzt in Hakkari, gab es im Jahre 1976 für die Einwohner der Provinz nur einen Arzt, eben den Militärarzt selbst. Er meinte:

„In jedem Jahr gibt es Pockenepidemien. Im vorigen Jahr starben von 100 erkrankten Kindern 10 an Pocken. Auch an Gastritis sterben viele Menschen. Gastritis ist natürlich eine primitive Krankheit, und im allgemeinen stirbt man nicht daran. Aber der Nahrungsmangel und die Schwierigkeiten der ärztlichen Versorgung führen selbst bei einfachen Krankheiten zum Tode. Außerdem wissen die Bauern nicht, wie sie sich ernähren sollen.“

Da viele Bauern im Winter keinerlei Möglichkeiten haben, bei Krankheiten einen Arzt zu erreichen, sind sie, können sie sich nicht alleine behandeln, zum Tode verurteilt. So war es in Uludere, einer Kleinstadt in der Provinz Hakkari, als im vorigen Herbst eine Masernepidemie ausbrach und kein einziger Arzt für die 14 000 Bauern



vorhanden war. Innerhalb einer Woche starben 100 Kinder an Masern. Insgesamt sterben im ersten Lebensjahr 50 Prozent aller kurdischen Kleinkinder.

Die Politik der gezielten Vernachlässigung des Ostens wird von den Kurden Kolonialpolitik genannt. Entsprechend dieser Kolonialpolitik unternimmt die türkische Regierung logischerweise nichts, um den geringen Bildungsstand im Osten zu verändern. Gibt es im Westen der Türkei eine Analphabetenrate von 49 Prozent, können im Osten 72 Prozent der Bevölkerung weder lesen noch schreiben.

Wesentlicher Grund dafür ist nicht nur der, daß es im Osten die wenigsten Lehrer gibt und die wenigsten Schulen, sondern auch, daß es den Kurden verboten ist, kurdisch zu sprechen. Die Eltern unterhalten sich mit ihren Kindern auf kurdisch, die wiederum in der Grundschule erst einmal Türkisch lernen müssen, also eine vollkommen neue Sprache. Kinder einer Mittelschule in Derik erzählten dazu: „In der Schule lernen wir nur türkische oder europäische Geschichte. Und wir haben Angst vor dem Lehrer. Er schlägt uns, wenn wir kurdisch reden. Freunde von uns sind schon von der Schule verwiesen worden, weil sie kurdisch gesprochen haben.“

Fazit: Die kurdischen Regionen in der Türkei sind eine Art Kolonie der Türkei: Die natürlichen Bodenschätze werden ausgebeutet, ohne daß die Regionen an den Erträgen beteiligt werden oder davon profitieren. Es werden keinerlei Anstrengungen zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der kurdischen Region unternommen. Die Kurden haben keinerlei Möglichkeiten, sich aus eigenen Kräften wirtschaftlich zu entwickeln. Sie werden kulturell unterdrückt, können sich nicht zu ihrer eigenen Kultur bekennen, sondern müssen eine fremde Sprache und eine ihnen fremde Kultur übernehmen.

Die türkische Regierung spürt, daß sich im „Osten“ ein Konfliktherd entwickelt, der sich aus der sozialen und nationalen Unterdrückung der Kurden nährt.

Dabei scheut sich die rechtsradikale Regierung in Ankara nicht, sogar Naturkatastrophen, wie Erdbeben, zu benutzen, um die „rebellischen Kurden“ zu bestrafen. Wie das geschieht?

Über 10 000 Menschen kamen während und besonders nach dem Erdbeben ums Leben, das Ende November 1976 die östlichen türkischen Bergregionen in der Provinz Van heimsuchte. In über 200 Dörfern wurden die Gebäude verwüstet, mehr als 100 000 Bauern sind obdachlos geworden.

Die Provinz Van, in der das Erdbeben wütete, zählt zu den gefährdetsten Erdbebengebieten in der Türkei. „Es hat schon immer Erdbeben gegeben, und es wird sie auch in Zukunft immer geben“, meinte einen Tag nach dem Beben der türkische Staatsminister, der für die Öffentlichkeitsarbeit zuständige Hsasan Hassan Aksai. Obwohl die türkische Regierung also gewarnt war, hatte sie nichts unternommen. Weder wurden Erdbebenfrühwarnsysteme installiert noch Hilfsdepots und stationäre Ambulanzen in den bedrohten Regionen angelegt, noch wurden die Bewohner auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Man überließ die Bauern, es handelt sich zu 90 Prozent um Kurden, ihrem Schicksal.

Bei der vorherrschenden Einstellung der türkischen Regierungen gegenüber den Kurden ist das nicht weiter verwunderlich. Als 1966 in der kurdischen Stadt Varto ein Erdbeben 3500 Menschenleben forderte, erklärte der damalige Innenminister Haldun Mentesoğlu: „Aus dem Mund der menschenähnlichen Lebewesen (er meinte die Kurden) höre ich tierische Laute.“

Und auf die Kritik, daß nicht geholfen werde, reagierte er: „Wenn ihr mit diesem Staat unzufrieden seid, so sucht euch doch einen anderen.“ Zehn Jahre später, am 26. November 1976, meinte der Militärkommandant aus Diyarbakir: „Laßt die Leute sterben, es sind ja nur Kurden.“

In den zerstörten Dörfern riefen zwei Wochen nach dem Erdbeben die verzweifelten Bauern: „Es gibt nichts zu essen. Es gibt nichts zu trinken.“ Der Bürgermeister von Muradiye bestätigte den Eindruck, den viele Beobachter gewonnen haben: „Das Volk ist hungrig, ohne Zelte und ohne Decken. Es wird sterben.“

Und so war es auch: „Tausende sind durch die Kälte gestorben. Aber diejenigen Vereinigungen, die dem Volk helfen wollten, wurden nach Parteizugehörigkeit verteilt“, erklärte Anfang Dezember 1976 die türkische Ingenieur- und Architektenkammer.

Während Anfang Dezember auch die Wölfe aus den Bergen und hungernde Hunde im Dorf Dözer schwer verletzte, hilflose Bauern auffraßen, trafen aus Ankara die Repräsentanten der rechtsradikalen Regierungskoalition in Van ein. Ihr Ziel war es jedoch nicht, die türkischen und internationalen Hilfsmaßnahmen zu kontrollieren. Vielmehr ging es ausschließlich darum, für sie und ihre Partei zu werben. Nachdem sie sich kurz im Erdbebengebiet aufgehalten hatten, wurden auch reichlich Hilfsgüter an die Betroffenen verteilt: an die Freunde der rechten Regierungskoalition. Auffällig viele Hilfsgüter verschwanden nämlich in den Dörfern, in denen es ein großes Wählerreservoir für die türkischen Rechten gibt: dort, wo 1950 und 1951 Kurden aus ihren Dörfern vertrieben und in den Westen deportiert wurden und Türken aus Bulgarien und Jugoslawien angesiedelt wurden.

Als aber die türkischen Militärbehörden in Van erfuhren, daß „kurdische und kommunistische Organisationen den Überlebenden helfen“ würden, begannen sie, mit Waffengewalt die freiwilligen Helfer zu vertreiben. Teilnahmslos schauten Soldaten und Offiziere dafür zu, als Händler und Großgrundbesitzer in die vom Erdbeben betroffenen Gebiete strömten, die anscheinend herrenlosen und frei herumlaufenden Ziegen und Schafe zusammentrieben und die Bauern praktisch enteigneten. Die Bauern, die ums nackte Überleben kämpften, konnten sich nicht wehren, zumal die Waffen der Jandarmas immer auf sie gerichtet waren. Entweder wurden sie mit wenigem Geld abgespeist, fünf bis zehn Mark pro Ziege. Meistens konnten sie nur ohnmächtig mit ansehen, wie die Viehaufkäufer und Großgrundbesitzer ihre einzige Erwerbsgrundlage wegtrieben: geschützt von türkischem Militär.

Zehntausende Tote und über 100 000 Obdachlose sind daher weniger das Resultat der Naturkatastrophe in Ostanatolien, sondern vielmehr ein Beweis dafür, mit

welcher menschenverachtenden Politik die türkische Rechts-Regierung ihre Minderheiten und die Opposition behandelt.

„Massenmord“, klagten Ende Dezember 1976 Bauern in Van, die gegen die türkische Regierung der „nationalistischen Front“ demonstrierten, „Massenmord kann man nicht nur mit Bomben betreiben.“

Daneben setzt die türkische Regierung im besonderen die „Jandarma-Kommandos“ ein.

Im September 1976, erzählten mir Kinder, die in dem kleinen kurdischen Dorf Zarbia, im Südosten der Türkei leben, umstellten „Jandarmas“ ihr Dorf und trieben alle Bewohner zusammen. Was dann geschah, darüber sagen die Kinder folgendes:

„Vor der kleinen Moschee, da hinten, da machten die Jandarmas ein großes Feuer und kochten Wasser. Sie sagten, daß sie für jedes der Kinder ein Ei kochen würden. Als die Eier kochend heiß waren, mußten wir je ein Ei fest unter unsere Achselhöhlen klemmen. Dann mußten wir auf Dornensträuchern herumlaufen, bis unsere Füße blutig aufgerissen waren.“

Das war kein Einzelfall. Am 18. Oktober 1976 ließ der Jandarma-Kommandant Ibrahim Baykul, verantwortlich für eine Einheit in Doğubeyzit, das Dorf Gürburlak besetzen. Die Soldaten schossen zuerst 20 Minuten in die Luft, danach wurden die kleinen Geschäfte im Dorf zerstört.

Am 28. Juli 1976 verlangte ein anderer Jandarma-Offizier, Ömer Sahin, von den Bauern des Dorfes Ortadirek Meldepapiere für die Schafe. Bisher gab es einen solchen Meldezwang für die Bauern nicht. „Ihr habt die Schafe aus dem Iran geschmuggelt, wir werden sie beschlagnahmen“, rief der Offizier. Als die Bauern es wagten, dagegen zu protestieren, wurden alle Dorfbewohner verprügelt. Dann nahmen die Soldaten die Männer mit in ihre Kaserne nach Haraka-Köy. Zuerst wurden die Männer durch Bastonade gefoltert, dann mit Elektroschocks, indem die Soldaten die Bauern zu ihren Lkws schleppten und ihnen mit Hilfe der Autobatterien Stromstöße in die Zungen leiteten. Danach wurden ihnen die Barthaare ausgerissen.

Als am 2. Oktober 1976 in Derik kurdische Schüler dagegen protestierten, daß es keine Lehrer in ihrer Mittelschule gibt, drangen die Jandarmas in die Schule ein. „Wenn ihr nicht sofort verschwindet, schießen wir“, brüllten sie die Kinder an. Doch die Schüler weigerten sich. Derweil hatten sich vor der Schule die Mütter der Kinder versammelt und bewarfen die Soldaten mit Steinen und riefen: „Freiheit für Kurdistan.“ Die Auseinandersetzungen spitzten sich im Laufe der Nacht zu, so daß der Jandarma-Kommandant von Derik sich um weitere Order aus Ankara bemühte. Am nächsten Morgen kam ein Telegramm des damaligen türkischen Innenministers Asiltürk an: „Ihr könnt die Kurden töten.“

Im Herbst 1976 kamen die Jandarmas auch in die Dörfer Darakol und Haydarkul. Großgrundbesitzer Cakir Duyan hatte sie gerufen, nachdem er drei Dörfer, u. a. Darakol und Haydarkul, von einem anderen Großgrundbesitzer aufgekauft hatte. Von den Bauern forderte er, ihm sofort die Felder, die diese jahrelang bewirt-

schaftet hatten, zu übergeben. Als die Bauern sich weigerten, rief Großgrundbesitzer Duyan die Kommandos. „Die Bauern haben moderne Waffen“, gab er als Vorwand an. Und die Jandarmas kamen: Sie trieben die Bauern auf einem Platz zusammen, schlugen wahllos auf Kinder, Frauen und Männer ein und hängten die Männer schließlich an Galgen auf, mit den Füßen nach oben. Hier wurden sie erneut zusammengeschlagen, bis sie bewusstlos waren. Dann wurden 60 Frauen und Kinder nach Bismil geschleppt und dort 10 Tage lang in den Kerker geworfen. Als die rebellischen Bauern aus ihren Dörfern vertrieben waren, kamen die Schlägerbanden des Großgrundbesitzers, zerschlugen das Mobiliar der Bauern und streuten Rattengift auf die Felder, die der Großgrundbesitzer maschinell nicht bearbeiten konnte, weil sie an einem Berghang lagen. Über 100 Schafe und Ochsen, einzige Existenzgrundlage der Bauern, verendeten.

Eine Bäuerin aus Yasinca erklärte zur gleichen Zeit: „Sie haben meine Mutter mitgenommen, weil sie den Großgrundbesitzer beleidigt hatte. Dann haben sie sie vergewaltigt.“

Anfang 1975 schritt in Idil in der Provinz Mardin der dortige Jandarma-Kommandant Riza Karhaman zur Erfüllung seines langersehnten Wunsches. Von ihm stammt der Ausspruch: „Ich werde Idil erst verlassen, wenn ich 40 Kurden getötet habe.“

Als er erfuhr, daß 8 Kurden aus dem Irak mit ihren Schafherden die Grenze zur Türkei überschritten hatten, um Schutz bei ihren türkischen Stammesbrüdern zu finden, glaubte er, seinen Wunsch erfüllen zu können. Er umstellte mit 100 Jandarmas die Höhle, in der die Hirten übernachteten, und wartete bis zum frühen Morgen. Dann schleicht er sich zum Eingang der Höhle, sieht die Hirten schlafen und tötet sofort fünf der insgesamt acht Schlafenden. Einem der Schwerverletzten, der um Wasser flehte, wurde zuerst eine Feldflasche gereicht, danach steinigten ihn die Jandarmas. Insbesondere haben es die Jandarma-Kommandos auch auf die kurdischen Frauen abgesehen, wohl wissend, daß die kurdischen Frauen fremde Männer kaum anschauen dürfen und sie ein besonders hohes Schamgefühl besitzen. Da sich teilweise ihre Männer, wenn die Kommandos kommen, in den Bergen verstecken, müssen die Frauen herhalten. Die Jandarmas oder Askeri greifen den Frauen an den Busen, vergewaltigen sie vor den Augen der zurückgebliebenen Männer oder drohen mit Vergewaltigung, wenn die Gesuchten nicht sofort aus den Bergen kommen und sich stellen.

Im Sommer 1975 beispielsweise überfielen die Kommandoeinheiten ein Nomadenlager der Alikan-Aşiret, die gerade in Silaye bei Siirt lagerten. Zuerst verlangten sie von den kurdischen Nomaden, daß sie ihnen Käse, Milch und Wolle gaben, und danach vergewaltigten sie ein 15jähriges Mädchen. Das Mädchen hat sich wenig später mit einem Luftgewehr erschossen. Als ein Amtsarzt daraufhin der Öffentlichkeit einen Bericht vorlegte, in dem nachgewiesen wurde, daß das kurdische Mädchen erst vergewaltigt wurde und sich danach das Leben genommen hatte, bekam er

die Allgewalt der türkischen Zentralregierung zu spüren. Zuerst wurde er entlassen als Amtsarzt, dann vor ein Gericht gestellt und zuerst zu 4<sup>1/2</sup> Jahren Gefängnis verurteilt: wegen staatsfeindlicher kurdischer Propaganda. Ein paar Monate später, in der Revision, wurde er wieder freigelassen.

Im Dorf Bozca, nahe der syrischen Grenze, trieben die Jandarmas Ende 1975 die Bewohner des Dorfes mit Gewehrkolbenstößen auf einen freien Platz. Eine Frau konnte sich rechtzeitig verstecken und beobachtete, wie die Jandarmas auf die Frauen und Kinder einschlugen. Ein Kind, den 3jährigen Nazim, schleuderten die Jandarmas in die Luft. Die Mutter, die ihr Kind auffangen wollte, wurde mit Warnschüssen vertrieben — das Kind starb an seinen inneren Verletzungen. Frauen aus anderen Dörfern der Provinz Siirt gaben mir zu Protokoll: „Sie treten den schwangeren Frauen in den Bauch und werfen die Kinder an die Wände, wenn die Mütter nicht gefügig sind.“

Nicht nur die Überfälle auf die kurdischen Dörfer bestimmen das Leben und Leiden der Kurden in der Türkei. Inzwischen wurde bekannt, daß auch die Deportationen in den Grenzdörfern weitergehen. Ein befreundeter Ingenieur, der an der syrisch-türkischen Grenze an einer Ölpipeline arbeitete, berichtete, daß in den letzten zwei Jahren über 5000 Bauern aus den Dörfern um Akarsu deportiert wurden, in den Süden und nach Westen.

# Die Zukunft der Kurden

Trotz all dieser brutalen Unterdrückungsmethoden lassen sich die Kurden nicht einschüchtern. Im Gegenteil. Überall fordern die Kurden, ob nun in den schwarzen Zelten der Nomaden, den Lehmhäusern der kleinen Dörfer oder in den Bazaren und Gassen der Städte, den Kampf für ein selbständiges und freies Kurdistan, in dem keine Großgrundbesitzer und Bürokraten mehr das Sagen haben. Im Gegensatz zu früheren Zeiten, wo sich die Kurden noch mit regionaler Autonomie zufrieden gegeben haben oder damit, daß sie wenigstens kurdische Bücher lesen dürfen, wollen sie heute einen gemeinsamen kurdischen Staat, Kurdistan.

Ob sie dieses Ziel je erreichen werden, ist fraglich. Zu sehr sind die Großmächte, ob USA oder UdSSR, daran interessiert, daß dort unten, bei den erdölproduzierenden Staaten, keine Unruhe entsteht, die das ungehinderte Fließen des kostbaren Saftes Öl verhindern könnte. Und die Nationalstaaten, ob Irak, Iran, Syrien oder die Türkei, denken nicht daran, den Kurden politische Autonomie zu gewähren.

Die Kurden wollen ihre eigene Sprache, ihre eigene Kultur und ihre eigenen Vorstellungen von Politik verwirklichen. Das werden sie nur können, wenn es einen kurdischen Staat gibt. Bis es soweit ist — die kurdischen Politiker rechnen mit 15 bis 20 Jahren — wird das kurdische Volk noch weitere hohe Blutopfer bringen müssen, werden wir in Europa immer wieder durch sozialen, kulturellen und unter Umständen auch militärischen Völkermord an den Kurden alarmiert werden. Aber, so sagt ein kurdisches Sprichwort:

„Besser, einen Tag in stolzer, aufrechter Haltung, als Jahre gebeugt in Knechtschaft.“

Am 19. 6. 1947 wurden vier kurdische Offiziere, die an der Gründung der Demokratischen Republik Kurdistan in Mahabad beteiligt gewesen waren, von den irakischen Henkern aufgehängt.

Vor dem Galgen sagte einer der vier zum Tode Verurteilten, Abdelkarim:

„Mein Vater starb, als ich ein Kind war, mit meinem Onkel kämpfte ich für die Befreiung meines Landes. Ich hoffe, ich habe für meine Heimat und mein Volk etwas getan.“

Jedes Jahr feiern die Kurden im Frühjahr das Newroz-Fest, das kurdische Neujahrsfest. Brennende Räder werden von den Bergen in die Täler gerollt, und die kurdischen Kinder, Frauen und Männer tanzen im glühenden Licht der Lagerfeuer den Newroz-Tanz. Newroz, das ist für die Kurden gleichbedeutend mit Freiheit und Gerechtigkeit.

Wann aber können die Kurden endgültig in Freiheit leben?

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris



# Nachtrag über den Autor

## **GESELLSCHAFT FÜR BEDROHTE VÖLKER**

Gemeinnütziger Verein e. V.

association for endangered peoples · association pour l'aide aux peuples menacés  
asociación para la desensa de los pueblos amenazados

### **Survival International, Deutsche Sektion**

*Schirmherren:*

*Pastor Heinrich Albertz, Berlin – Prof. Ernst Bloch, Tübingen – Prof. Emir Kamuran Bedir Khan, Paris – Pater Adriano Bonfanti, Verona – Prof. Stanley Diamond, New York – Prof. Imanuel Geiss, Bremen – Prof. Dr. Helmut Gollwitzer, Berlin – Peter Grubbe, Lütjensee – Pastor Lothar Köhl, Dortmund – Luise Rinser, Rocca di Papa – Pastor Joachim Ziegenrucker, Direktor der Evangelischen Akademie Hamburg*

Postscheck:  
Hamburg 2977 93

Bank für Gemeinwirtschaft Hamburg  
Konto 12 442 002

2000 Hamburg 13  
Parkallee 18

Presse-Erklärung zur Verhaftung  
von Jürgen Roth in der Türkei

1. Dezember 1976

Jürgen Roth unter Hausarrest, um zu verhindern, daß von ihm gesammeltes Material über Diskriminierung der Kurden und mangelnde Hilfeleistungen für das kurdische Erdbengebiet von Van/Muradiye aus dem Land gelangen!

Wie bereits am 30. November 1976 von den Nachrichtenorganen berichtet, wurden der Schriftsteller und Journalist Jürgen Roth, die Journalistin Edel-

**traut Rimmel und der Fotograf Gernot Huber von den türkischen Sicherheitsbehörden bei ihrer Rückreise aus dem kurdischen Teil der Türkei und aus dem kurdischen Erdbebengebiet von Van/Muradiye/Dogubayazit in Adana beim Besteigen des Flugzeuges nach Ankara arretiert und nach Adana in ein Hotel gebracht, wo sie unter Hausarrest gestellt wurden. Offiziell begründet wurde diese De-facto-Verhaftung mit einem türkischen Gesetz, das angeblich das Fotografieren und das Anfertigen von Tonbandaufnahmen einer Genehmigungspflicht unterwirft.**

Jürgen Roth ist als Autor eines Taschenbuches bekannt, das sich kritisch mit dem Regime der Militärs in der Türkei nach 1971 auseinandersetzt. Auch in der Türkei, wo er mehrere Monate lebte, sind seine sozial-kritischen Artikel zur Situation in der Türkei bekannt. Der kritische Journalismus von Jürgen Roth hat bislang jedoch nie zu konkreten Repressalien gegen ihn in der Türkei geführt. Im August/September 1976 war Jürgen Roth erneut in die Türkei gefahren, um Material über die spezifischen Probleme der etwa 8 Millionen Kurden des Landes zu sammeln, die vorwiegend in den Gebieten Ostanatoliens leben, um es für zwei Bücher und eine Reihe von Artikeln zu verwerten. Jürgen Roth, dem bis dahin das Problem der doppelten Unterentwicklung und die Kolonialisierung des türkischen Kurdistan durch die Ankara-Zentralregierung und das der dreifachen sozialen, kulturellen und rassischen Diskriminierung der kurdischen Nation in der Türkei wenig bewußt gewesen ist, wurde während dieser Reise mit der systematischen Unterdrückungspolitik der Türkei gegenüber den Kurden des Landes konfrontiert. Seine ersten Erfahrungen veröffentlichte er in einem Artikel in der „Frankfurter Rundschau“ vom 10. November 1976. Dem Artikel wurde in den türkischen Rundfunkanstalten und in der Presse geradezu sensationelle Beachtung geschenkt. Er führte ebenfalls zu zwei Anfragen im Bundestag durch den stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden der SPD, Herrn Dr. Günther Metzger.

Jürgen Roth berichtete darin u. a. über Folterungen an kurdischen Kindern durch die türkische Gendarmerie und sog. „Kommando-Einheiten“ der türkischen Armee. Ferner wies er nach, daß nach dem Erdbeben von Lice vom 6. September 1975 – wie bereits von der „Gesellschaft für bedrohte Völker“ in ihrem Bulletin „Pogrom Kurdistan-Report“ vom 15. September 1975 berichtet – die türkischen Behörden keinerlei Anstrengungen gemacht hatten, den fast ausschließlich kurdischen Opfern dieses Erdbebens wirklich zu helfen. Hilfsgüter für die Erdbebenopfer waren damals in der Tat statt ins Erdbebengebiet in den türkisch besetzten Teil Zyperns gebracht worden oder wurden von korrupten Offizieren der türkischen Armee an Bazarhändler in Diyarbakir, Ankara und Istanbul verhöckert. Von 6 Schulen, die mehrere internationale Hilfsorganisationen – davon 2 deutsche – in Lice gebaut zu haben behaupten, existieren

heute nur 2 barackenähnliche Gebäude. Bis heute sind die Erdbebenopfer von Lice noch nicht wieder ordnungsgemäß in sicheren Häusern angesiedelt worden, wie Recherchen der „Gesellschaft für bedrohte Völker“ beweisen. Die türkischen Behörden hatten den meisten der betroffenen Kurden Wiederansiedlung im türkisch besetzten Teil Zyperns angeboten. Als die meisten ablehnten, weil sie in ihrer kurdischen Heimat bleiben wollten, wurden sie von der Liste derjenigen gestrichen, die Anspruch auf die behördliche Hilfe hatten, und ihrem Schicksal überlassen. Viele von ihnen sind in die größeren Städte der Westtürkei und in die Slums von Diyarbakir und Adana abgewandert und versuchen, dort Arbeit zu erhalten.

Jürgen Roth zitierte in diesem Zusammenhang in dem genannten Artikel eine Stellungnahme des Militärkommandanten von Lice, Fahmettin Sezer, der die Rettungsarbeiten in Lice leitete, gegenüber Journalisten der Zeitung „Cumhuriyet“: „Die Kurden sind nicht wert, daß sie leben, sondern daß sie verrecken.“

Um weiteres Material zu sammeln, begab sich Jürgen Roth in Begleitung zweier Kollegen am 20. November 1976 erneut in die Türkei und ins türkische Kurdistan. Als die Nachrichten von dem schrecklichen Erdbeben von Van/Muradiye bekannt wurden, reiste er — eingedenk der Erfahrungen von Lice — in das kurdische Erdbebengebiet. Er ist dort von der Geheimpolizei auf Schritt und Tritt beschattet worden, woraufhin er nach wenigen Tagen beschloß, nach Ankara zurückzukehren, um beim Innenministerium zu protestieren. Auf dem Flughafen von Adana wurde er arretiert.

Nach Meldungen, die der „Gesellschaft für bedrohte Völker“ vorliegen, ist Jürgen Roth wahrscheinlich in Besitz einer Reihe von Beweisen, daß die türkischen Behörden die Rettungsarbeiten für die Erdbebenopfer von Van/Muradiye und Umgebung bewußt behindern, da nach bilateralen Absprachen, die im Laufe des letzten Jahres, nach dem Zusammenbruch der kurdischen Revolution im Irak, auch zwischen dem Iran und der Türkei getroffen worden sind, die meisten der heute betroffenen kurdischen Dörfer nahe der Grenze zwischen dem Iran und der Türkei nach und nach ausgesiedelt bzw. mit sozial-ökonomischen Druckmethoden (Nicht-Ausbau der Infra-Struktur, Verlegung der zentralen Märkte etc.) zur Abwendung gezwungen werden sollten, um die Grenzregion im Falle von kurdischen Unruhen im Irak, im Iran und in der Türkei besser kontrollieren zu können. Der „Gesellschaft für bedrohte Völker“ liegen zuverlässige Informationen vor, die zum Teil in der türkischen Oppositions- und in der angelsächsischen Presse bestätigt worden sind, daß die veröffentlichte Zahl der Erdbebenopfer systematisch von den türkischen Behörden nach unten manipuliert worden sind. Die Zahl der Grenzdörfer, die vom Erdbeben ganz oder teilweise zerstört worden sind, wurde um  $\frac{2}{3}$  zu niedrig an-

gegeben. Ausländische Hilfstrupps wissen oft nicht von der Existenz solcher Weiler und Dörfer. Einem amerikanischen Offizier, der um Auskunft bat, wurde von türkischen Offizieren in 10 Fällen gesagt, diese Dörfer seien schon vor Jahren verlassen worden. Der „Gesellschaft für bedrohte Völker“ ist jedoch bekannt, daß sie bis zum Erdbeben noch bewohnt waren.

Mit der Arretierung von Jürgen Roth und der wahrscheinlichen Beschlagnahme seines Tonband- und Fotomaterials wird versucht, konkrete Beweise für die Politik der Türkei im kurdischen Katastrophengebiet in die Hand zu bekommen, welche sonst ins Ausland gelangen.

#### **GESELLSCHAFT FÜR BEDROHTE VÖLKER**

**Dr. phil. Ines Köhler  
Heide Krause  
Dr. med. P. F. Ponath  
Alexander von Sternberg  
Dr. med. Nils Thomsen  
Tilman Zülch**

Institut kurde de Paris

INSTITUT KURDE DE PARIS  
ENTRÉE N° 781

Institut kurde de Paris

**INSTITUT KURDE DE PARIS**

**ENTRÉE N° 781**

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

0